

ESTICA
A 2237

III 69.225.

Inhalt.

	Seite.
1. Fürstenberg. Von Fr. Dsirne.	7
2. Gaujo der Livenfürst und die Kämpfe seiner Tage. Ein Bild aus vaterländischer Vorzeit. Von Fr. Dsirne.	8
3. Treiden. Von Fr. Dsirne.	57
4. Bestattungsgebräuche der alten Letten und der aus ihnen sich ergebende Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode. Von J. Meyer.	59
5. Das Mädchen von Hochrosen. Von Fr. Dsirne. .	70

ESTICA
A 2237

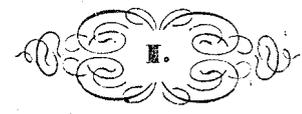
Gelliner Blätter.

Herausgegeben

von

Friedrich Dsirne und Johannes Meyer.

Bibliotheca
Universitatis
Jurisprudentialis

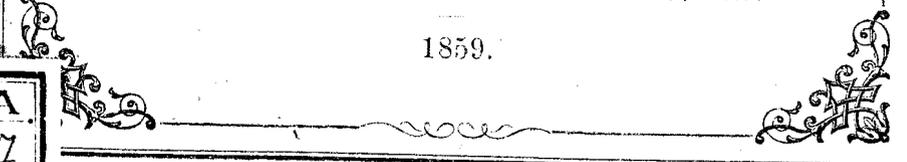


79692

Dorpat.

Verlag von E. J. Karow, Universitätsbuchhändler.

1859.



Gelliner Blätter.

Herausgegeben

von

Friedrich Pirne und Johannes Meyer.



79692

Dorpat.

Verlag von E. J. Karow, Universitätsbuchhändler.

1859.

~~XIII~~ b. 69,225.

ESTICA

~~A 985.~~

ESTICA

A 2237.

Der Druck wird unter der Bedingung gestattet, daß nach Beendigung desselben der Abgetheilten Censur in Dorpat die vorschristmäßige Anzahl Exemplare zugestellt werde.

Dorpat, den 15. Januar 1859.

(Nr. 11.)

Abgetheilter Censor de la Croix.

Int.

3560

Druck von H. Laatzmann.

V o r w o r t.

Quellen für die Geschichte unsers Vaterlandes liegen in großer Menge vor, auch an mancherlei Bearbeitungen derselben fehlt's nicht, und dennoch weiß der größere Theil der heutigen Bewohner Livlands wenig genug über die Vorzeit der geliebten Heimath. Sind doch die *Monumenta Livoniae antiquae*, sind doch die *Scriptores rerum Livonicarum* schon ihres hohen Preises wegen den Wenigsten zugänglich, desgleichen Richter's werthvolle Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen; und Arndt, Kelch, Gadebusch, Friebel, Bergmann u. c. sind so selten geworden, daß man trotz der eifrigsten Bemühungen doch nicht in den Besitz eines Exemplars gelangen kann. Zudem schreckt der alterthümliche Chronikensstyl der ältern Werke so Manchen vom Lesen derselben ab und es wiederholt sich darum so oft die Klage, daß man sich gar zu gern von den Vorgängen in der Vorzeit Livlands unterrichten möchte, wenn einem nur für geringere Opfer Mittel dazu an die Hand gegeben würden. Um nun auch ein Weniges beizutragen zur Kenntniß des mir so lieben Landes und seiner Geschichte, habe ich mich in Gemeinschaft mit meinem Collegen Meyer an die vorliegende Arbeit gemacht, und falls das Unternehmen Anklang finden sollte, beabsichtigen wir auch fernerhin in mehreren aufeinanderfolgenden zwanglosen Hefen aus-

führlische Bilder aus der Heimathsgeschichte zu geben, und hoffen in Zukunft noch mehrere Mitarbeiter für unsern Zweck zu gewinnen. — Unsere Arbeiten machen keinen Anspruch darauf, gelehrte und auf eingehenderen Studien beruhende Abhandlungen zu sein; wir wollen in einfacher, allgemein verständlicher Sprache nur das wiedergeben und zur Kenntniß des größern Publicums bringen, was unsere Chroniken über die heimathliche Vorzeit berichten, indem wir das Gebiet des Sagenhaften mit hineinzuziehen und auch kleinen poetischen Versuchen über vaterländische Stoffe hie und da ein wenig Raum zu gönnen gedenken. Wir verkennen es keineswegs, wie gewagt es ist, sich mit so weniger Erfahrung, wie die unsrige, und nach so kurzem Studium vaterländischer Geschichte, als wir bisher zu treiben vermocht, an eine so wichtige Arbeit zu machen, wir verkennen es keineswegs, daß von Sachkundigen daran viel zu tadeln und so mancher Mangel hervorzuheben sein wird, aber dennoch möchten wir aus Liebe zur Sache die Hand von dem so eben begonnenen Werk nicht zurückziehen, — ist doch Livland mein theures Vaterland, an welches mich so manches schöne Band fesselt, und auch mein Mitarbeiter hat in diesem Lande eine neue Heimath, neue Liebe, neue Freundschaft gefunden!

Tellin, den 1. Januar 1859.

Friedr. Osirne, cand. theol.,

Lehrer an der Schmidtschen Anstalt.

1.

F ü r s t e n b e r g .

Still ist's auf Biliendes Bergen, düster thront die Mitternacht,
Jedes Leben, jedes Treiben ist zur Ruhe schon gebracht;
Raum noch regt sich deine Welle, tiefer See im Thalesgrund,
Denn ein heilig hehr Geheimniß schauest du zu dieser Stund. —
Feine, leichte Schatten schweben über jene Häuserreih'n,
Traulich um die Fensterscheiben spielt ein sanfter Mondenschein:
Horch! da regt sich's in den Trümmern und es klagt so schmerz-
lich bang,

Leise tönt von den Ruinen wehmuthsvoller Geistersang;
Und es tauchen auf Gestalten aus dem düstern Nebelmeer,
Huschen auf dem feuchten Grase eifrig suchend hin und her:
Hier ist Blut, und dort — gefallen ist der kühnen Ritter Zahl,
Und des stolzen Schlosses Wände — o, sie sind so öd' und kahl!
Es ertönt in neuer Klage geisterhaft der Grabeschor,
Schaurig dringen aus der Tiefe gleiche Stimmen dumpf empor.
Aber schau! dort auf der Mauer ragt ein mächtig Riesenbild,
Mit der hoch erhob'nen Linken hält es den gewalt'gen Schild;
Auf dem weißen Mantel glänzet blutigroth ein Schwert und Kreuz,
Es umspielen Silberlocken ihm das Heldehaupt bereits:
Kennt ihr noch den greisen Helden, öde Trümmer seiner Zeit?
Seht, er ist zu eurem Schutze auch im Tode noch bereit!
Tiefes Wehe in dem Blicke steht er an des Berges Rand,
Segnend breitet er die Rechte über sein geliebtes Land —
Süße Melodien schlagen, ach, so lieblich an das Ohr:
Lauschend hebt die Wasserrose das gesenkte Haupt empor — —

Bald verklungen ist die Klage, einsam stille bleibt der Ort,
 Deine Kinder, Viliende, schlafen sanft und ruhig fort!
 Tage kommen und vergehen, wiederkehrt die stille Nacht, —
 Droben auf der Burgruine hält der Ordensmeister Wacht; —
 Einst erhebt in altem Glanze hier ein neues, stolzes Haus:
 Greiser Held, dann hast du Ruhe, dann ist's mit der Wache aus!
 F. D.

2.

Caupo der Livenfürst und die Kämpfe seiner Tage.

Ein Bild aus vaterländischer Vorzeit.

Es war im Jahre des Herrn 1186, als der Augustiner-Mönch Meinhard nach Livland kam, um auch in diesen Gegenden das Wort des Evangeliums zu verkünden. Er fand drei Völkerschaften im Lande, noch sämmtlich umnachtet vom tiefsten Dunkel des Heidenthums. Den Strich zwischen der Düna und der untern Na wie auch das Strandgebiet von der Mündung bis zur Pernau hin bewohnten die Liven; auch ein Theil des nördlichen Curlands war in ihrem Besiz. Das Livenland gliederte sich in vier Haupttheile, deren südlichster unter dem Namen des Dünalandes (juxta Dunam) sich etwa von Kokenhusen bis Dünamünde längs beider Stromufer erstreckte. Zahlreiche Festen waren dort von den Liven zum Schutze der Umwohner auf Bergen und steilen Höhen errichtet, hölzerne Gebäude zwar, aber mit starken Stein- oder Erdmällen, mit Pallisaden und Holzwänden umgeben. Auch ein trockener Graben und ein innerer Wall von ähnlicher Bauart fand sich oft vor, und derlei Burgen galten vor Ankunft der Deutschen für uneinnehmbar. Es gab ihrer an der Düna vier: Ascherade, Lenewarde, Pleskola und Holme (Kirchholm). Vom heutigen Lemburg ab bis in die Nähe von Lemsal, an beiden Ufern der Na zog sich das Gebiet von Thoreida, dessen

Hauptburgen auf den Treidenschen Nahöhen errichtet waren: Spgewalde, die Dabrelsburg und Gubbesele. Letztere gehörte dem Livenhäuptling Caupo und lag an der Stelle, wo gegenwärtig das Pastorat von Cremon sich befindet. Zwischen dem Adyafusse (in der Gegend des heutigen Neubad und Adiamünde) und der Swehtuppe oder dem Neubach (südlicher Nebenfluß der Salis, der zugleich eine besondere Mündung in's Meer hat) längs des Meeresgestades lag das Livengebiet von Idumäa, durch die Bauerburg Metimne geschützt, deren Lage übrigens bis jetzt nicht hat ermittelt werden können. Das Strandgebiet zwischen der Salis und der Pernau bildete den nördlichsten District des livischen Landes und trug den Namen Metsepole. Die stärkste Feste in diesem Strich war die Livenburg Saletsa, unweit der Salismündung.

Im Osten und Norden des Livenlandes wohnte das Volk der Letten, von der mittlern Düna bis an die Aestijerwe (Burtneckersee) hinaus, in deren Gebiet ebenfalls einige bedeutende Festen zum Zufluchtsort dienten bei Einfällen der Esten und Liven. Die größten darunter lagen an der Aestijerwe; Beverin am südlichen Ende derselben, etwa in der Gegend des heutigen Burtnecker Schlosses, Sotekle aber an der Ostseite des Sees, südlich von der in denselben mündenden Ymer (heutzutage Sedde geheißten). Unweit des jezigen Wenden lag an der Na (nach Treiden zu) die lettische Bauerburg Antine und in nächster Nähe des späterhin erbauten Wendenschen Ordenschlosses hatten die von den Ufern der Windau und darauf aus der Nachbarschaft Riga's von den Curen vertriebenen Wendi eine kleine, aber starke Burg errichtet, in welcher ihre Aeltesten zur Zeit Bischof Albrechts mit etlichen Ordensbrüdern freundschaftlichst zusammenwohnten. Noch fand sich eine große Lettenburg, Namens Sattesele, in der Siggundschen Gegend. — Nördlich vom Liven- und Lettenland hatten die Esten ihre Wohnsige. Sie waren erbitterte Feinde ihrer Nachbarn und lebten mit denselben in ewigem Kriege und Hader. Ein Raub- und Streifzug folgte dem andern und jeder derselben hinterließ Spuren entseßlicher Mordlust und

Zerstörungswuth. Es wurden ihnen aber dergleichen Grausamkeiten oft mit guten Zinsen wiedergegeben, indem die Liven und Letten sich gegen sie verbündeten und rachedürstend in ehstnische Bezirke einfielen, Alles tödtend und verwüstend, was ihnen unter die Hände kam, so daß sich die Ehsten auch genöthigt sahen, gegen solche Raubzüge sich durch Burgen zu sichern. Es waren derselben sehr viele in den verschiedenen ehstnischen Landestheilen und eine der bedeutendsten in der Landschaft Saccala an Stelle des spätern Jellinschen Ordenschlosses, die Burg Wiliende nämlich auf dem hohen Ufer des anliegenden Sees mit ungemein starken Befestigungen. Bei Tarwast und Odempäh gab es ähnliche Festen, demnächst Darbeta am Embach, Sontagana und Warbola in der Landschaft Wik und die starke Bauerburg an der Pala (Oberpahlen).

An den Ufern der Düna, woselbst Meinhard gelandet war, wohnten, wie oben erwähnt, die Liven, und er begann daher unter ihnen zuerst das Werk der Mission. Durch Freundlichkeit und Milde suchte er die Liebe des halbwilden Volkes zu gewinnen, aber der Erfolg entsprach fürs Erste nicht seinen Bemühungen und die Zahl der Befehrten blieb klein; die Leute bedachten sich zudem nie lange, das eben erst angenommene Christenthum sofort wieder aufzugeben, wenn sich solches aus irgend einem Grunde als rathsam ergab. Da griff Meinhard zu einem andern Mittel, durch Wohlthaten wollte er sie an sich ziehen. Er ließ kunstfertige Steinmeße und Baumeister aus Gothland kommen und von denselben zu Meskola eine gemauerte Burg, etwas bisher im ganzen Lande noch nie Gesehenes, aufführen. Diese Burg schenkte er den Liven zum Schutz gegen die Angriffe der Litthauer und Semgallen. Was er hiemit bezweckte, geschah aber dennoch nicht, denn die Liven, die sich während des Baues eifrigst hatten taufen lassen, fielen jetzt nach Erlangung des Gewünschten sämmtlich ab und wollten vom Christenthum nichts mehr hören. Sie freuten sich von Herzen, als es ihren semgallischen Feinden nicht gelang, das neuerbaute Schloß mit Stricken in die Düna zu ziehen, vergaßen

dabei aber jeder Dankbarkeit gegen ihren Wohlthäter und würdigten seine Worte und Lehren keiner Beachtung. Trozdem erlahmte der Eifer des Livenapostels nicht, unermüdet arbeitete er an den Herzen des treulosen Volkes und that ihnen dabei Gutes, wo sich ihm nur Gelegenheit dazu bot.

Meinhard hatte in seinem Werk einen tüchtigen Mitarbeiter an dem Cisterciensermönch Dietrich oder Theodorich, der sich von Uexkül nach Treiden begeben hatte, um daselbst den in den Aafesten wohnenden Aeltesten und Häuptlingen des Livenstammes das Evangelium zu predigen. Um sein Leben zu fristen, sah er sich zum Ackerbau genöthigt und beschickte ein neben den Feldern der Eingebornen belegenes Stück Land. Da er von seinem Aufenthalt in Deutschland her besser bekannt war mit den Künsten des Ackerbaues, so stand auch auf seinem Felde das Korn besser, während die Liven auf ihren nebenanliegenden Grundstücken häufig von Mißwachs heimgesucht wurden. Das schrieb sie nun dem Einflusse einer übernatürlichen Macht zu, es ward eine Versammlung berufen und in derselben beschlossen, daß die Götter durch's Orakel befragt werden müßten, ob der neue Eindringling dem Tode geweiht werden solle oder nicht. Man griff zu dem unter den Liven üblichen Pferdeorakel. Eine Lanze wurde auf den Boden gelegt und ein Pferd herangeführt; gespannt warteten die Umstehenden darauf, welchen Fuß das Pferd beim Hinübertreten voranstellen würde. Es setzte den linken Fuß, der den Heiden als heilbringend galt, voran, und Dietrich, welcher betend daneben stand, schien gerettet, — da trat aber ein heidnischer Priester vor und behauptete, es sei das nicht mit rechten Dingen zugegangen, der Gott der Christen sitze höchst wahrscheinlich auf dem Rücken des Pferdes und lenke seinen Schritt. Darum solle man erst mit einem Tuche dem Pferde über den Rücken fahren und den Gott herunterwischen, darauf aber das Verfahren von Neuem beginnen. Es geschah also, das Pferd trat aber wieder mit dem linken Fuß zuerst auf und jetzt ward der geängstete Mönch mit allgemeiner Zustimmung beim Leben erhalten. Die Götter hatten

sich durch diesen Urtheilspruch selbst für ihn erklärt und man gestattete ihm daher auch, fortan ungestört in Thoreida zu wohnen und das Wort von Christo zu verkünden. Da geschah es nun, daß ein angesehenener Livo von Treiden, welcher an einer Wunde schwer darniederlag, ihn zu sich holen ließ und feierlich versprach, sich taufen zu lassen, wofern er ihm wieder zur Gesundheit verhelfen wolle. Es war Gaupo oder Kobbe, ein Fürst und Häuptling unter den Liven, das angesehenene und reiche Haupt eines im ganzen Livengebiet sehr hochstehenden Hauses, ein Mann, der seiner Tapferkeit und sonstiger hohen Tugenden wegen von allen seinen Volksgenossen hoch geehrt wurde. Dietrich befand sich in der größten Verlegenheit, denn die Künste des Aesculap waren ihm fremd; er wußte sich aber bald zu helfen. Allerlei Kräuter und Wurzeln las er zusammen ohne ihre Kraft und Wirkung zu kennen und stampfte sie zu einem Brei. Mit herzlichem Gebet zu seinem Gott reichte er darauf dem Häuptling diese neuertundene Arznei, Gaupo ward gesund und ließ, seinem Gelöbniß gemäß, nicht nur sich allein taufen, sondern mit ihm wurde auch ein großer Theil seiner Freunde der bis dahin sehr unbedeutenden Christenschaar einverleibt. — Es ist die Taufe dieses Livenfürsten ein Ereigniß von großer Bedeutsamkeit für das Fortbestehen und die Ausbreitung der neugepflanzten Kirche. Das Beispiel eines unter den Eingebornen so angesehenen Mannes fand viel Nachahmung und sein reger Eifer im Dienst der ersten rigischen Bischöfe hat Segen genug gebracht, um seinem Namen eine Stelle dankbarer Erinnerung in unsrer Heimathsgeschichte zu sichern.

Von der Stunde seiner Befehrung an war Gaupo ein treuer Anhänger der christlichen Sache und schloß sich stets enger an Meinhard an, indem er ihn bei allen seinen Unternehmungen mit Rath und That unterstützte. Dabei setzte er sich zwar manchen Gefahren aus, denn es galt zu jener Zeit noch für keine Empfehlung bei den Eingebornen, den Christennamen zu tragen, er ließ sich aber dadurch in seiner Handlungsweise nicht beirren. So erbot er sich gleich anfangs, Meinhard auf einer Reise nach

Bremen zu begleiten, die dieser dorthin zu unternehmen für nöthig fand, um vom Erzbischof Hartwig Priester und Lehrer sich zu erbitten, wie auch den Wunsch der in Livland befindlichen Deutschen ihm vorzutragen, daß doch demnächst ein Bischof über dieses Land verordnet werden möchte zu gesegneterer Verbreitung des Evangeliums. Meinhard war über das Erbieten des Livenhäuptlings sehr erfreut, nahm ihn mit sich und so langten denn beide nach kurzer Fahrt glücklich in Bremen an. Dasselbst trug Meinhard sein Anliegen dem Erzbischof vor, welcher nach reiflicher Ueberlegung der Sache den Bittsteller selbst zum Bischof über Livland verordnete, indem er vorgab, dabei nur dem Fingerzeige Gottes gefolgt zu sein, der ja selbst den frommen Augustiner so wunderbarlich in das fremde Land geleitet. Gaupo und seine Begleiter freuten sich herzlich, als sie hörten, daß der ihnen so liebe Priester zu ihrem geistlichen Oberhaupte verordnet worden sei, daß er noch fürderhin in ihrem Lande bleiben und sich ihres Seelenheilens annehmen werde. Als nun Meinhard in seiner Bescheidenheit noch zögerte die ihm übertragene Würde anzunehmen, da begab sich Gaupo zu ihm und bat ihn lange und dringend darum; alle livischen Christen seien ihm ja herzlich gewogen und seine Gegenwart werde ihrem Lande bei Weitem mehr Segen bringen, als die irgend eines fremden Mannes. So fügte sich denn der alte Priester endlich in aller Demuth den Bestimmungen Hartwig's und nachdem er die Bestätigung seiner Wahl aus Rom eingeholt hatte, begab er sich im Vertrauen auf die gnädige Hilfe Gottes in sein neues Bisthum zurück. Dasselbst setzte er das Werk der Befehrung mit angelegentlichem Eifer fort, zog mehr und mehr Deutsche ins Land und fand in jeder Noth treue Hilfe bei seinem Freunde Gaupo. Die Schaar der neuen Christen blieb aber immer noch sehr klein und das Mißtrauen der Liven gegen die deutschen Ankömmlinge wollte nimmer schwinden. Meinhard wollte es noch ein Mal versuchen, das Wohlwollen der Liven durch ihnen erzeugte Wohlthaten sich zuzuwenden und erbaute ihnen daher zwei neue Schlösser, Holme

(Kirchholm) und Dahlen, und unter deren Schutz eine zweite Kirche auf dem Martinsholm, erhielt auch während des Baues verschiedene Beweise ihres Gehorsams und taufte viele von ihnen: kaum waren aber die Schlösser fertig und in den Händen der Liven, als sie ihrem Bischof mit der Drohung entgegentraten, sie würden ihn, wenn er sie nicht bei ihren alten Sitten und herkömmlichen gottesdienstlichen Gebräuchen belassen wolle, nächstens mit Gewalt aus dem Lande treiben.

Caupos Ansehen vermochte den Bischof gegen derlei Kränkungen nicht zu schützen und die sich stets mehr und mehr anhäufenden Sorgen zehrten ihm so sehr an dem Leben, daß er schon im Jahre 1196 bettlägerig wurde und seiner Auflösung fröndlich entgegen sah. Da ließ er noch ein Mal alle Aeltesten der Liven von der Düna und von Treiden zu sich kommen und bat sie mit erlöschender Stimme ihm doch zu sagen, ob sie nach seinem Heimgange noch einem andern Bischof gehorchen oder sich zum alten Heidenthum zurückwenden wollten? Für den Augenblick gerührt, versprachen sie ihm, einen neuen geistlichen Vater gern in ihre Mitte aufnehmen zu wollen und hiedurch getröstet entschloß der erste Bischof Livlands freudig zur ewigen Ruhe.

Kaum jedoch war Meinhard gestorben, als die Livenhäuptlinge auch ihres Versprechens vollkommen vergaßen und die ernsthaftesten Anstalten trafen zur Vertreibung der christlichen Deutschen. Diese wandten sich nun in ihrer Noth an Caupo und baten ihn inständigst, er möge sich ihrer doch annehmen und ihnen Hilfe leisten, bis ein neuer Bischof aus Deutschland angelangt sei, es werde ihm das von Gott und Menschen wohl gelohnt werden. Caupo half gern, so viel er unter den obwaltenden Verhältnissen vermochte, er besetzte die Schlösser Ileskola, Holme und Dahlen mit treuen Leuten und schickte zusamt den Deutschen sogleich Boten nach Bremen, die den dortigen Erzbischof um die Wahl eines neuen Hirten für die livländische Kirche bitten sollten. Der Cistercienserabt Berthold von Loccum wurde dazu berufen, langte noch in demselben 1196^{ten} Jahre in Uexkül

an und ward daselbst sowol von den Deutschen als auch von den christlichen Livenfürsten und dessen Leuten mit großer Freude begrüßt. Er suchte die Eingebornen erst durch freundliches Wesen, durch Essen, Trinken und Geschenke zu gewinnen, erntete aber den Dank dafür, daß dieselben bei der Einweihung eines Kirchhofes in Holme darüber mit einander uneins wurden, ob sie den neuen Bischof in der Kirche verbrennen oder todt schlagen oder in der Düna eräufen sollten. Berthold begab sich eiligst nach Deutschland, kehrte 1198 mit einem Kreuzheere zurück und wollte nun die Liven mit Gewalt zum Christenthume zwingen. Caupo vereinigte sich zu diesem Zweck mit den Deutschen und kämpfte in ihren Reihen gegen seine eigenen heidnischen Brüder. Nicht weit von der Stelle, wo einige Jahre darauf Riga gegründet ward, kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Heiden vollständig unterlagen, Bischof Berthold aber, der sich bei ihrer Verfolgung zu weit fortreißen ließ, wurde von zwei Liven ergriffen und von einem dritten, Namens Imant, im Rücken mit einer Lanze durchbohrt. Andere herzueilende Feinde zerstückelten und zerrissen seinen Leichnam Glied für Glied. Groß war die Wuth der Deutschen, als sie dieses erfuhren und die Liven mußten allerorts den Tod des Bischofs so bitter büßen, daß sie demüthigt um Frieden baten und sich bei Uexkül und Holme massenweis zur Taufe drängten. An Friedensversicherungen und Beteurungen jeglicher Art fehlte es dabei natürlich nicht und Bischof Bertholds Kreuzheer ließ sich durch diese hohlen Worte bewegen, mit Zurücklassung der Geistlichen und eines einzigen Kaufmannschiffes in die Heimath zurückzukehren. Doch kaum waren die Deutschen fort, als die Eingebornen ein bei ihnen sehr beliebtes Mittel ergriffen, um der wider ihren Willen angenommenen Taufe los zu werden, und sie ihren abziehenden Befehlern zurückzustellen. Sie wuschen sich nämlich erst in ihren Badstuben, dann in der Düna und begossen sich gemeinschaftlich mit dem Wasser des Stromes, indem sie unter beschwörenden Formeln die abgewaschene Taufe auf den Wellen der ins Meer fließenden Düna den „Sach-

senschiffen" nachsandten. Nach dem Dünabade wollten sie sich fröhlichen Muthes nach Hause begeben, da fiel ihnen ein Baumast in die Augen, auf welchen irgend ein Deutscher eine Figur geschnitten hatte, die Aehnlichkeit mit einem Menschenkopf besaß. Der Verdacht stieg bald auf, daß dieses ein Gott der "Sachsen" sei, den sie dem Lande zurückgelassen hätten, um Ueberschwemmung und Pestilenz herbeizuzaubern. Eine Versammlung des umwohnenden Volkes ward zusammenberufen, dabei viel gekocht, gegessen und Meth getrunken und endlich der Beschluß gefaßt, sich des Christengottes auf gleiche Weise, wie eben noch der Taufe, zu entledigen. Es wurden etliche Holzschelte zusammengebunden, der betreffende Ast sammt der hineingeschnittenen Figur darangeheftet und das ganze Bündel auf den Dünastuthen den Deutschen in ihr Land nachgeschickt.

Bertholds Nachfolger als Bischof der Liven ward in demselben Jahre 1198 Albert oder Albrecht von Apeldern, Domherr zu Bremen. Er sammelte zum Antritte seines Bisthums ein großes Kreuzheer und lief mit 23 wohlbemannten Schiffen in die Düna ein. Bald erfuhr auch er die Hinterlist der Eingebornen zur Genüge; eines seiner Schiffe wurde genommen, alle darin befindlichen Deutschen erschlagen und der Bischof selbst im Schlosse Kirchholm hart belagert. Kaum gelang es ihm durch Hilfe neuangekommener friesischer Pilger sich der Feinde zu erwehren und sie zum Frieden zu zwingen, wobei mehrere angesehene Liven, unter ihnen ein Mann des Namens Azo, getauft wurden. Auch Gaupe hatte sich in gewohnter Dienstwilligkeit bei dem neuen Bischof eingefunden, aber Albert traute weder ihm noch den andern neubekehrten Livenhäuptlingen, zumal ihn eigene Erfahrung Vorsicht gelehrt hatte. Er verlangte Geiseln von Azo und Gaupe, als Bürgschaft für ihre Treue, und lud sowol diese beiden Männer als auch viele andere vornehme Landesältesten vom Düna-lande und von Thoreida zu sich zu Gaste, um sich, wie er vorgab, mit ihnen über die Sache weiter zu besprechen. Sie kamen, wurden aber von den mißtrauischen Deutschen gefangen genommen

und in ein wohlverwahrtes Haus gesperrt. Aus Furcht, selbst als Geiseln behandelt und nach Deutschland abgeführt zu werden, erboten sie sich, ungefähr dreißig ihrer Knaben den Deutschen als Bürgschaft zu überliefern. Albert empfing sie fröhlichen Muthes und unternahm gleich nach diesen Ereignissen eine Reise in seine Heimath, um sich dort für künftige Nothzeiten mit neuer Mannschaft zu versehen.

Des Jahres drauf kehrte er mit großen Pilgerschaaren nach Uexkül zurück und beschloß nun an der Düna eine Stadt zu gründen, damit die deutschen Ankömmlinge festen Halt im Lande hätten und zugleich, im Besitze eines guten Hafens, bequem Handel treiben könnten. Bis Uexkül konnte kein größeres Seeschiff hinauf und der Ort war daher zur Anlage einer Handelsstadt nicht geeignet. So wurde denn im Sommer des Jahres 1201 der Bau Riga's begonnen und äußerst rasch ging er vor sich. Zwar gab's wenig Ruhe im Lande und es that oft Noth, daß die Bauleute, wie vor Zeiten die rückkehrenden Israeliten, in der einen Hand die Hacke und in der andern das Schwert tragen mußten, durch des Bischofs Bemühungen strömten aber stets neue Schaaren von Deutschen ins Land, und so gelang es in kurzer Zeit nicht nur den Bau der Stadt selbst zu vollenden, sondern sie auch mit festem Mauerwerk zu umgeben. Hierauf verlegte Albert seinen Bischofsstiz von Uexkül nach dem jugendlichen Riga und weihte das ganze Land der Liven der heiligen Mutter Gottes zur Ehre. Am Ausflusse der Düna wurde ein Cistercienserkloster erbaut und Dünamünde genannt; Bruder Dietrich von Thoreida war erster Abt daselbst. In Gemeinschaft mit dem neuen Abte stiftete dann Albert den Orden der Schwertbrüder 1202, zum Schutz der Gläubigen und der Kirche unter den Heiden, der von Papsst Innocenz III. bestätigt, unter die Ordensregel der Templer gestellt und mit einem weißen Ordenskleide, darauf als Bruderzeichen ein blutrothes Schwert und Kreuz gestickt war, begabt wurde.

Die Kriege mit den einheimischen Völkerschaften dauerten

fort und es scheint, als ob Gauvo während derselben den Deutschen wieder näher getreten wäre und ihnen dabei hilfreiche Hand geleistet hätte, denn wir finden ihn trotz der übeln Behandlung, die er lezthm vom Bischof erduldet, im freundschaftlichsten Verhältniß sowohl mit seinem Befehrer, dem Abt Dietrich von Dünamünde als auch mit Bischof Albert selbst. Ein Pilgertrupp, der sich schon seit einiger Zeit in Livland aufgehalten und viele Kämpfe mit den Heiden bestanden hatte, machte sich auf den Rückweg nach Deutschland, und Dietrich, welcher nach langer Abwesenheit wieder ein Mal seine Heimath besuchen wollte, schloß sich ihnen an, indem er seinen Freund Gauvo mit sich nahm. Beide durchzogen nun den größten Theil der deutschen Länder und begaben sich zuletzt nach Rom, woselbst der Abt dem heiligen Vater Innocenz III. getreuen Bericht gab über die letzten Vorgänge in Livland und ihm darauf den bekehrten Livenfürsten vorstellte als einen der Erstlinge, die von ihm der Christen-Kirche einverleibt worden waren. Der Papst bewies dem Liven die größte Freundlichkeit und Herzlichkeit, erkundigte sich nochmals genau nach allen Verhältnissen und Zuständen des livischen Volkes und ehrte nach Kenntnißnahme der Verdienste Gauvos denselben mit seinem apostolischen Kuß. Was er gesehen und erfahren, hatte auf den Livenhäuptling einen tiefen und freudigen Eindruck gemacht und die beiden Pilgrime verweilten auf des Papstes freundliches Gesuch gern noch mehrere Tage in seiner Umgebung. Als sie sich endlich zur Abreise in die Heimath anschickten, nahm Innocenz herzlichen Abschied von ihnen und überhäufte dabei absonderlich den Liven mit Beweisen seiner Liebe. Er verlieh ihm ein wohlgeeignetes und schönes Wappen, die sieben Nordsterne, und erkannte damit an, daß er als einheimischer Fürst den Deutschen Rittern und Edlen, die in sein Land eingewandert wären, völlig ebenbürtig sei, händigte ihm darauf zur Reise ein Geschenk von hundert Goldgulden ein, segnete ihn und empfahl schließlich die neubegründete Kirche seiner besondern Fürsorge. Bruder Dietrich erhielt von Innocenz eine Bibel, die Papst

Gregor mit eigener Hand geschrieben, und sollte dieselbe dem livländischen Bischof Albert als päpstliche Girtengabe einhändigen. Frohen Muthes wandten sich die beiden Freunde nach Deutschland und trafen, als sie bis an die Ostseeküste gelangt waren, daselbst drei Schiffe, die mit Pilgern nach Riga absegeln wollten, gefelken sich zu diesen und schifften sich mit ihnen in die Heimath ein.

Bischof Albrecht hatte inzwischen große Noth ausgestanden im Kampfe mit den Fürsten von Pologk und Gericke (an der obern Düna, im Selburgschen Gebiet), und sich hierauf nach Deutschland begeben, um sich dort nach neuen Kreuzfahrern umzusehen. Diese seine Abwesenheit benutzten die Litthauer, verbanden sich mit den Liven und griffen das kaum befestigte Riga an. Es gelang zwar den Deutschen, sich der Feinde diesmal zu erwehren, ihre Lage war aber bei alledem nichts weniger als beneidenswerth und wurde dadurch noch mißlicher, daß mehrere tapfere Kriegsmänner, die schon längere Zeit mit den Liven gekämpft, sich nach der Heimath zurücksehnten und endlich, mit den Rittern Arnold von Meindorp und Bernhard von Seehausen an der Spitze, auf die Rückreise begaben. Doch schon bei Dünamünde begegneten ihnen jene oben erwähnten drei Schiffe. Neue Zuversicht und neues Vertrauen erwachten nun unter den vereinsamten Rigischen, zumal sich unter den vielen Ankömmlingen die zwei Pilger befanden, nach deren Ankunft man sich schon lange gesehnt, nämlich der Abt Dietrich und sein Freund Gauvo. Mit ihren Erzählungen von Rom und von dem herzlichen Empfange beim heiligen Vater riefen sie große Freude bei Jedermann hervor und muthiger sah man jetzt den kommenden Gefahren entgegen. Den oben erwähnten Heimreisenden aber, die dem Gauvo und Dietrich begegnet waren, ging es gar wunderbarlich auf ihrer Fahrt. Nachdem sie in Sturm und Ungewitter viel Gefahr ausgestanden, wurden sie an die ehmische Küste verschlagen. Die Eysten wollten sie nicht friedlich weiter ziehen lassen, sondern griffen sie mit zehn großen Raubschiffen und zwölf kleinen Fahrzeugen an, um sie tödten und sich ihrer Habe zu bemächtigen.

Es entbrannte ein heißer Kampf, in welchem die Christen zu ihrer Rettung alle Kräfte aufboten. Eines der Raubschiffe bohrten sie in den Grund und tödteten mehrere Ehsten, andere fanden in den Meeresfluthen ihren Tod. Ein zweiter ehstnischer Kaper wurde mit einem eisernen Haken geentert und da die Bemannung im Angesicht des unvermeidlichen Todes lieber im Meere umkommen wollte als durchs Schwert der Christen, so sprangen sie einer nach dem andern ins Wasser und ertranken elendiglich vor den Augen ihrer Brüder. Eifriger Schreck ergriff nun die nachgebliebenen Ehsten, sie spannten die Segel und suchten möglichst schnell das Weite. Die Deutschen dachten an keine Verfolgung, sondern fuhrn ruhig weiter, litten aber dabei große Noth und bitterm Mangel. An den feindlichen Küsten wagten sie nicht zu landen, die Vorräthe an Lebensmitteln und an Wasser waren beinahe ganz ausgegangen und der Spätherbst brachte empfindliche Kälte. Ein neuer Zufall vermehrte ihre Bedrängniß. Sie fanden ein Häuflein von funfzig Deutschen, die vor Kurzem Schiffbruch erlitten hatten und denen es bisher noch gelungen war, unentdeckt zu bleiben, am Ufer des feindlichen Landes und nahmen dieselben mit brüderlicher Liebe in ihr Schiff auf. Doch durch diesen neuen Zuwachs waren ihre Vorräthe in Kurzem ganz auf die Meige gegangen und wo nicht Hilfe kam, blieb ihnen nichts übrig, als Hungers zu sterben. Da trafen sie glücklicherweise ein großes Kaufmannsschiff, das mit Vorräthen reichlich versehen war; von diesem erhielten sie nun Lebensmittel jeglicher Art theils gekauft, theils geschenkt, und die Noth hatte ein Ende. Heftiger wurden aber die Herbststürme und warfen das Schiff auf dem Meere lange herum, so daß es oft harte Gefahr lief, an den Klippen der Schwedenküste zu scheitern. Endlich ließen sie in den Wisbyer Hafen ein, wo sie sich einige Zeit aufhielten und von ihren Strapazen erholten. Ueberwintern wollten sie dort nicht, sondern, während das Meer noch offen war, an die deutsche Küste hin zu gelangen suchen. Daher versahen sie sich reichlich mit Lebensmitteln und machten sich von Neuem auf die

Reise. Wiederum wurden sie durch Stürme hart bedrängt und zuletzt nach Dänemark verschlagen. Von da konnten sie zur See nicht weiter, denn es trat starke Kälte ein, mußten ihr Schiff im Eise lassen und sich glücklich schätzen, selbst mit dem Leben davongekommen zu sein. Sie nahmen ihre Sachen aus dem Fahrzeug, gingen ans Land und begaben sich dann längs der Küste nach Deutschland zurück.

Bischof Albert verzog' noch immer mit der Heimkehr und der Stadt drohten bald neue Gefahren. Ein Trupp von zweitausend Litthauern unternahm einen Raubzug nach Ehstland. Sie zogen an Riga vorbei und heuchelten freundliche Gesinnungen, bald drangen aber den Rigischen Gerüchte zu Ohren, daß die Litthauer beschlossen hätten, nach Verheerung der ehstnischen Bezirke auch Riga anzugreifen und zu zerstören. Ein Aeltester der Semgallen, Namens Westhard, der davon gehört hatte, begab sich nach Riga, warnte die Deutschen vor den heimtückischen Litthauern und forderte sie zu einem Bündniß gegen diese ihre gemeinschaftlichen Feinde auf. Die Rigischen hatten ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl halber wenig Lust zu einem so abenteuerlichen Unternehmen, Westhard mußte sie aber durch allerlei Vorspiegelungen zum Kampf willig zu stimmen, versprach sehr viele Semgallen herbeizuführen und erbat sich von den Deutschen nur etliche kriegskundige Männer, die ein Heer anzuführen und zur Schlacht zu ordnen verständen. So versprach man ihm denn ein Bündniß, zuvor solle aber von jeder Burg der Semgallen ein Mann als Geißel gestellt werden. Hiemit zufrieden, ging Westhard nach Hause und kehrte bald mit den geforderten Geißeln und einer bedeutenden Semgallenschaar zurück. Mit ihm vereinigten sich nun die streitbaren Diener des Bischofs, die Schwertbrüder und Conrad, der Ritter von Uexkül, mit seinen Leuten. Auch viele andere Deutsche, deren Gegenwart in Riga irgend entbehrt werden konnte, schlossen sich dem Zuge an. Am Fuß eines Berges, der sich neben der von Uexkül nach Norden führenden Straße befand, legte sich die Schaar der Verbündeten in den Hinterhalt und wartete dort auf

die Rückkehr der litthauischen Raubzügler. Geeignete Kundschafter wurden nach Treiden geschickt, um dort Nachrichten einzuholen über den Weg, den die Litthauer beim Rückzuge zu nehmen gedächten und die Ihrigen davon in Kenntniß zu setzen. — Der Raubzug war glücklich ausgefallen, mit unübersehbarer Beute an Vieh und Pferden kehrten die Litthauer aus Estland zurück, indem sie zugleich eine Menge Esten gefangen mit sich führten. Sie zogen gemächlich von einem Livendorf zum andern und als sie in die Gegend von Treiden gekommen waren, machten sie in dem zu Subbesele, der Burg Gaupos, gehörigen Dorfe Halt und übernachteten daselbst im Vertrauen auf die freundschaftliche Gesinnung der Liven in gutem Frieden. Gaupos hatte dafür Sorge getragen, daß seine Leute die Richtung des Weges, den die Litthauer ferner einzuschlagen gedächten, genau von ihnen erkunden und den von den Deutschen entsandten Spionen mittheilen sollten; so erfuhr denn die verbündete Schaar der Rigschen und Semgallen, daß die Feinde über Rodenpois auf Uexkül losgehen wollten, also hart an dem Fleck vorbeikommen würden, wo der Hinterhalt gelegt war. Mit frohem Muth vernahm man diese Nachricht und Alles wurde zum Kampf bereit gemacht. Bald erschienen auch die Litthauer, die sich in zwei Abtheilungen gegliedert und die Gefangenen nebst der übrigen Beute in die Mitte genommen hatten. Wegen des äußerst tiefen Schnees, der auf dem Wege lag, gingen sie einer hinter dem andern her in langer Reihe. Da bemerkten die Bordersten, wie sie in die Nähe der Deutschen und Semgallen kamen, frische Fußspuren auf dem Schnee, fürchteten einen etwaigen Hinterhalt und machten Halt, bis ihre Genossen mit dem Beutezuge und den Gefangenen zu ihnen stießen. Alle hielten nun eine kurze Berathung und stellten sich dann, des Kampfes gewärtig, in einen Keil auf. Bei diesem Anblick wurden die Semgallen von Furcht ergriffen und wollten den Angriff nicht mehr wagen, sondern sich lieber baldmöglichst an einen sichern Ort zurückziehen. Das hielten aber die Deutschen für eine arge Schmach und etliche von ihnen wandten sich an

Conrad von Uexkül mit der Bitte, doch sogleich mit den „Feinden Christi“ anbinden zu dürfen, es sei eines Deutschen würdiger, rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde sterben, als zur Schande seines ganzen Volkes schmähslich die Flucht ergreifen. Conrad war derselben Ansicht und warf sich sogleich mit seinem kleinen Häuflein furchtlos auf den litthauischen Heereskeil. Der Ritter und sein Pferd waren blank gepanzert von Kopf bis zu Fuß, so auch die meisten seiner Genossen, und wie nun die Litthauer diese eisernen Männer in ihren Reihen wüthen sahen, ohne daß ihnen selbst das Geringste angethan werden konnte, indem die Rüstung sie gegen alle Angriffe schützte, da ergriff sie eine panische, abergläubische Furcht vor den glänzenden Stahlmännern und sie stoben nach allen Richtungen aus einander. Dies war auch für Westhard und seine Semgallen das Signal zum Angriff, von allen Seiten gieng nun über die Litthauer her, deren Flucht außerdem der tiefe Schnee sehr behinderte, und fast bis auf den letzten Mann wurden sie niedergemacht. Den gefangenen Esten bewies man auch keine Schonung; Erzfeinde der Liven und Semgallen waren sie von jeher gewesen und auch den deutschen Ankömmlingen hatten sie von vornherein so wenig Treue und Anhänglichkeit bewiesen, daß die meisten von ihnen mit den Litthauern zusammen getödtet wurden. Zum Schluß gieng man an die Plünderung der Gefallenen und mit einer unermeßlichen Beute an Pferden und Vieh, an Kleidern und Waffen kehrten die Sieger frühlich nach Hause.

Endlich langte Bischof Albrecht im Frühling 1204 mit einer Kreuzfahrerschaar in Riga an und es begannen alsbald neue blutige Kämpfe. Immer und immer wieder fielen die Liven ab und der Bischof sah sich genöthigt, mit gewaffneter Hand ihre Burgen zu Ascherade und Lenewarde zu stürmen. Er verbrannte dieselben und verwüstete das ringsum liegende Land mit Feuer und Schwert. Aber auch das brachte ihm keinen Frieden und das ganze Leben des kriegerischen Bischofs kann füglich als ein einziger unaufhörlicher Kampf bezeichnet werden. Dabei gieng

ihm Gaupo getreulich mit Rath und That an die Hand. Er hatte sich auch seit seiner Rückkehr aus Rom als ein wahrhafter Christ und getreuer Freund seiner Glaubensbrüder allüberall bewährt, hatte in den letzten Kämpfen an ihrer Seite gestanden und seine eigenen abtrünnigen und heimtückischen Landsleute züchtigen helfen. Dafür erwachte aber bald bitterer Haß und Verfolgung gegen ihn unter den Liven von Thoreida, wobei des bekehrten Fürsten eigene Verwandte eine Hauptrolle spielten. Sie thaten ihm Leides an, wo sie nur konnten, fielen in seine Besitzungen ein und verheerten dieselben nach Möglichkeit, raubten ihm das Korn von seinen Feldern, zerschlugen ihm seine Bienenstöcke, die einen bedeutenden Theil des Vermögens der alten Liven ausmachten, und setzten ihm in jeder Weise so sehr zu, daß er sich endlich genöthigt sah, aus seiner Burg am Kaufer nach Riga zu flüchten und sich seinen deutschen Glaubensbrüdern in die Arme zu werfen. Cubbesele und die dazu gehörigen Aecker und Dörfer wurde nun von seinen heidnischen Verwandten in Besitz genommen und bildete fortan eine starke Vorburg livischen Heidenthums.

So gestaltete sich das Verhältniß zwischen Riga und den Treidenschen Liven äußerst feindselig und letztere benutzten jede sich ihnen bietende Gelegenheit, um ihren Haß gegen die Deutschen sowol als gegen den einst so angesehenen Apostaten ihres Volkes in heimtückischer, oft nur zu blutiger Weise zu bethätigen. Da beschloß Bischof Albert im Jahr 1206, als er an der Düna wieder freie Hand hatte, für alle die Treulosigkeit und Hinterlist, die sich die Liven von Thoreida gegen ihn hatten zu Schulden kommen lassen, blutige Rache an ihnen zu nehmen. Er rief die Semgallen zur Hilfe, weil er wußte, daß sie mit den Treidenschen in unaufhörlicher Feindschaft lebten und Westhard säumte auch nicht, sich auf den Ruf mit einer großen Schaar seines Volkes eiligst nach Riga zu begeben. Das verbündete Heer der Deutschen und Semgallen zog nun unter Gaupos Anführung zur Na hin und an den Ufern des Flusses angelangt, theilten sie sich in

zwei Hälften. Der eine Theil zog gegen die Burg des Livenältesten Dabrel (gegenüber Cubbesele, ebenfalls auf dem Kaufer), Gaupo selbst aber zog mit der andern Heereshälfte gegen seine eigene Feste, um seine heidnischen Verwandten daraus zu vertreiben. Als diese, zu jedem Kampf unvorbereitet, das Kriegsvolk heranziehen sahen, überkam sie große Furcht und nur Wenige von ihnen stiegen auf die Werke, um die Burg zu verteidigen. Mehrere sprangen auf der hintern Seite von den Wällen hinunter und flohen in die benachbarten Wälder, die sich damals an beiden Kaufern bis ans Meer hinab erstreckten und in ihrem finstern Schoße den Flüchtlingen sichere Schlupfwinkel boten. Cubbesele ward von dem Christenheere erstürmt, die Vertheidiger von den Außenwerken vertrieben und in die innern Gebäude zurückgedrängt. Dorthin folgten ihnen die Sieger, an funfzig von den Liven wurden getödtet, den übrigen gelang es kaum, sich durch schleunige Flucht zu retten. Der Plünderung ward nun freier Spielraum gegeben und als es nichts mehr zu plündern gab, steckte der tapfere Livenfürst selbst mit blutendem Herzen seine ihm einst so theure Burg in Brand, um sie nicht zum zweiten Mal in die Hände seiner feindlichen Brüder fallen zu lassen. Die in der gegenüberliegenden Dabrelsburg ebenfalls hart bedrängten Liven sahen Cubbesele in Flammen stehen und es erfaßte sie große Furcht vor einem ähnlichen Schicksal der eigenen Feste. Der Älteste Dabrel berief sämmtliche Liven, die sich in der Burg befanden, zu sich und ermunterte sie zu tapferem Widerstande gegen die Belagerer, die unterdessen durch die von Cubbesele herübergekommene Schaar bedeutende Verstärkung erhalten hatten. Die Befestigungswerke wurden aufs Stärkste bemannt, mit verzweifelter Anstrengung kämpften die Liven und das im Sturm anrückende Belagerungsheer ward blutig zurückgeschlagen. Die Furcht, aus freien Männern Knechte der Christen zu werden, wie auch der bittere Haß gegen Gaupo den Abtrünnigen waren kräftige Hebel des livischen Kampfesmuthes. Zu wiederholten Malen erneuerte Gaupo mit seinen Schaaren den Angriff auf die Da-

breilsburg, es scheiterte aber jegliche Bemühung an der Stärke der Befestigungen und an der wüthenden Gegenwehr der Belagerten. Da beschloß der Livenfürst die Feste von der hintern Seite durch etliche kühne Abenteurer angreifen zu lassen und dieselben zugleich durch einen erneuten Sturm von der Vorderseite zu unterstützen. Auch dieser Plan scheiterte, denn die Liven hielten überall gut Wacht, der vordere Angriff wurde, wie alle früheren, zurückgeschlagen und nur wenigen der tollkühnen Waghälse, welche die hintere Seite des Burgfelsens hinangeklimmt waren, gelang es, wieder zu ihrem Heer zurückzukehren. Die Feste schien für dieses Mal uneinnehmbar und die Belagerung ward aufgehoben. Gaupos Leute verwüsteten die ganze Gegend rings umher, um wenigstens dadurch sich an den verhassten Feinden zu rächen und machten sich dann auf den Heimweg. Kurz vor Riga wurde alle mitgebrachte Beute getheilt, worauf Westhard und seine Gemallten nach Empfangnahme des ihnen zustehenden Antheils in ihr Land zurückzogen.

Hatte nun auch dieser Feldzug ein im Ganzen ungünstiges Ende genommen, so wurden die Liven von Thoreida dennoch in demselben Jahre von Bischof Albert zum Gehorsam und Frieden gezwungen. Der Fürst von Polozk war nämlich in die Düna-gegenden eingefallen und belagerte Schloß Kirchholm, wobei ihm die Treidenschen mit aller Kraft an die Hand gingen. Nachrichten von neuangekommenen deutschen Schiffen brachten die Polozker zu dem Entschluß, wieder abzuziehen und ihre Bundesgenossen der Gnade der Deutschen zu überlassen. Die Liven schickten in ihrer Angst vor den großen soeben angelangten Pilgerschaaren Abgesandte zum Bischof, die ihn sowol um Frieden als um christliche Lehrer bitten sollten. Albert empfing sie sehr ungnädig, stellte ihnen all das Unheil vor, das sie den Rigaern angethan, ihre Treulosigkeit hinsichtlich der Friedensschlüsse, den Haß und die Nachstellungen, welche ihr Fürst und Bruder Gaupos von ihnen erfahren, eitel deshalb, weil er schon vor ihnen Christ geworden und mit Liebe und Treue zu seinen deutschen, christlichen Brüdern

gestanden habe, und schlug ihnen auf Grund alles dessen den Frieden ab. Die Liven waren darüber höchlich bestürzt und es wurden neue Gesandte nach Riga geschickt mit noch dringenderen Bitten, worauf sich dann der Bischof entschloß, zwei seiner tüchtigsten Geistlichen zu ihrer Unterweisung im Christenthum abzusenden.

Der Priester Alexander begab sich nach Metsepole, in die Gegend von Salis, woselbst er eine Kirche baute und viele Liven bekehrte; nach Treiden ging der Priester Mlobrand, predigte und taufte daselbst, theilte das Land an beiden Maufern in Kirchspiele und errichtete ein Gotteshaus neben den Trümmern von Cubbesele. Mlobrands Werk wurde von dem Priester Daniel so segensreich fortgesetzt, daß nicht nur der große Haufe der Treidenschen Liven bekehrt ward und sich unter den Schutz des Bischofs stellte, sondern auch die Livenältesten auf der Dabreilsburg der christlichen Gemeinde sich zutheilen ließen.

Bald wurde das Treidener Land von Albert auch förmlich in Besitz genommen. Es drangen nämlich die Pilger, die seit den letzten Jahren ins Land gekommen waren und in allen Kämpfen treu zu ihm gehalten hatten, in den Bischof, er möge ihnen doch als Lohn ihrer Mühen den dritten Theil von Livland zugestehen. Dies schien ihm auch billig und er übertrug den Ordensrittern die Theilung des Landes zu solchem Zweck. Sie thaten es und baten dann den Bischof, als ihren Vater und Ältesten, von den drei Theilen sich die ihm zustehenden zwei zuerst zu wählen, sie selbst und ihre andern deutschen Brüder würden sich mit dem Nachgebliebenen begnügen. Albert nahm nun für sich zunächst alles das Land, das um die Besitzungen seines Freundes und Waffengenossen Gaupos an der Na herum lag, also den ganzen Treidenschen Strich und bekam, nachdem die Ritter sich ihre Landestheile ausgewählt hatten, noch dazu den Bezirk Metsepole von der Salismündung an bis zur Pernau. In alle diese Landschaften wurden Geistliche geschickt und die Bekehrung des Volkes mit großem Eifer betrieben.

Drei Jahre lang wissen wir nun nichts von Gaupos, sehen

ihn aber im Sommer 1210 als treuen Freund des Bischofs wiederum handelnd auftreten. Er hatte sich unterdessen mit seinen Verwandten, die auch zum größten Theil Christen geworden waren, versöhnt, die Stadt verlassen und seinen Wohnsitz wieder in der alten Heimath genommen, von wo er nun hergeeilt kam, um den Bischofssitz seines geistlichen Vaters und seine darin befindlichen deutschen Freunde aus großer Noth zu retten. — Auch die letzten drei Jahre waren für Albert eine Zeit steten Kampfes gewesen, der zudem nicht immer siegreich für ihn geendet hatte, so daß er sich im Frühsommer 1210 zu einer neuen Reise nach Deutschland entschloß, um dort Hilfe zu suchen. Mehrere Ritter und andere Kriegerleute begleiteten ihn auf dieser Fahrt und es blieb demnach in Riga nur eine sehr geringe Besatzung zurück. Das kam den umliegenden Völkerschaften zu Ohren und von allen Seiten wurden nun Pläne geschmiedet gegen die verlassene Stadt. Etlliche Liven aus der Adiamündeschen Gegend, die schon lange getauft, aber treulosen Sinnes auch wieder abgefallen waren, begaben sich zu dem kriegerischen Raubvolke der Curen, benachrichtigten dieselben von der Schwäche der Mannschaft, so sich einstweilen in Riga befunde und suchten sie auf jede Weise zum Kriege gegen die Rigischen zu bewegen. Es gelang ihnen nur zu bald, die Curen versammelten sich in großen Schaaren, bestiegen ihre Raubschiffe und bald war das Meer bei Dünamünde von denselben wie mit einer finstern Wolke überdeckt. Etlliche Schiffe nach Deutschland heimkehrender Pilger, die bei dem Dünamündesloster vor Anker lagen, ließen sie unbehelligt und fuhren mit möglichster Eile die Düna hinauf, um die Stadt zu überrumpeln, bevor sie von ihrer Ankunft irgend welche Nachricht erhalten. Dennoch erfuhren es die Deutschen noch früher durch einige Fischer, die aus Furcht vor den Curen sich in die Stadt geflüchtet hatten; die Sturmglöcke ward gezogen, Geistliche, Ordensritter, Bürger und Knechte, ja sogar Frauen griffen zu den Waffen, rückten zu den Thoren hinaus und erwarteten am Dünaufer die herannahenden Feinde. Mit heftigen Steinwürfen aus den Wurf-

geschützen wurden die Curen empfangen, landeten aber trotzdem und rückten bis an die erste Befestigung vor, indem jeder von ihnen ein aus zwei Stücken zusammengesetztes Brett als Schild benutzte, dasselbe aber, weil es sehr schwer war, nicht in der Hand trug, sondern auf eine Keule stützte, welche einem Hirtenstabe sehr ähnlich sah. An dieser ersten Befestigung nun, die sich auf offenem Felde vor dem Stadttore befand, entspann sich ein hartnäckiger Kampf zwischen den Curen und den rigischen Steinschleuderern, zu denen sich noch eine den Deutschen treugebliebene Livenschaar gesellte. Der Streit blieb unentschieden, die Curen zogen sich auf ihre Fahrzeuge zurück, stärkten sich daselbst mit Speise und Trank und setzten dann den Kampf bis zum Abend fort. Sie sahen aber bald, daß sie hierbei nichts gewinnen würden und beschloßen daher, Holzhaufen an der Stadtmauer aufzuthürmen und derweise die Häuser innerhalb der Mauer in Feuersgefahr zu bringen. Bei dieser Beschäftigung konnten sie sich aber ihrer Schilde nicht mehr bedienen und es fiel eine große Zahl der Holzträger, theils durch die Pfeile der auf der Stadtmauer postirten Bogenschützen, theils durch die Steinwürfe der Schleuderer. Hierbei beobachteten die Curen die Sitte, daß sie einem jeden ihrer Brüder, der verwundet niederstürzte, den Kopf völlig abschnitten, damit er nicht lebend in die Hände der Feinde gerathe. Bei alledem war bald ein großer Scheiterhaufen aufgethürmt und sollte soeben angezündet werden, als die bedrängten Städter ganz unerwartet von Kirchholm her Hilfe erhielten. Die Kirchholmschen Deutschen, welche von der Noth ihrer Brüder gehört und sich schleunigst zu ihrem Beistande herbegeben hatten, ritten an dem „alten Berge“ vorüber, machten mit ihren Schwertern allerlei drohende Bewegungen gegen die Feinde und zogen dann durch ein zweites Thor in die Stadt, die Curen aber wichen jetzt von der Mauer zurück, lasen ihre Todten zusammen, setzten auf ihren Fahrzeugen über die Düna und ruheten am jenseitigen Ufer drei Tage lang, indem sie ihre Todten begruben und eine große Klage über sie anstimmten. Da erhielten sie plötzlich Hilfe

von Treiden her, denn kaum hatten die dortigen Liven von dem Curenzuge gehört, als ihre alte Feindschaft gegen die Deutschen wieder zu Tage trat. Sie kamen in großer Zahl herbei und vereinigten sich mit den Curen, um den Untergang der ihnen so verhassten Stadt zu beschleunigen. Auch von andern Seiten her kam Zuschuß an Mannschaft, sowol von den abtrünnigen Liven aus den Dünagegenden und Idumäa, als auch von den Semgallen, denn Alles wollte Nutzen ziehen aus der bevorstehenden Zerstörung Rigas. Daher entbrannte der Streit von Neuem und zwar meist auf den in der Düna zerstreut liegenden Holmen, die Sache bekam aber bald eine für die Rigischen günstige Wendung, als auch zu ihrer Hilfe neue Schaaren herbeikamen. Zu Caupo war die Nachricht von dem Angriffe der Curen eben sobald gedrungen, als zu seinen abtrünnigen Volksgenossen in Thoreida, er sammelte daher eiligst seine Verwandten und Freunde nebst allen dem Christenthum noch treu gebliebenen Liven, die er nur aufbieten konnte, und zog mit ihnen gen Riga. Unter dem Schutze der Nacht begab er sich in die Stadt und ward von den bedrängten Rigaern mit großer Freude empfangen. Nun kehrten auch die Pilger, welche mit ihren Schiffen bei Dünamünde gelegen und von den vorbeifahrenden Curen nicht berücksichtigt worden waren, auf die Kunde von der Gefahr der Stadt dahin zurück, der Ritter Marquard an ihrer Spitze, und angefißts der Feinde vereinigten sie sich mit den daselbst befindlichen Ordensbrüdern. Auch Conrad von Uxfül zog heran und mit ihm eine Anzahl treugebliebener Liven von der Düna. Dicht vor der Stadt ließ er auf freiem Felde von seinen Reitern ein glänzendes Waffenspiel abhalten und vereinigte sich dann mit den übrigen Rigaern, die voll Jubel ihm aus den Thoren entgegen gezogen waren. Jetzt fühlten sich die Christen stark genug, um den Curen offen die Spitze zu bieten, zogen daher in die Nähe ihres Lagers und riefen sie zur Schlacht heraus, diese aber waren durch mehrere Verluste, welche sie lezthin erlitten, wie auch durch den Anblick der großen Zahl ihrer Gegner so muthlos geworden, daß sie

sich weiter in keinen Kampf einließen und nach etlichen Tagen ganz abzogen. Die abtrünnigen Liven wurden aufs Neue zum Gehorsam gezwungen.

Um sich nun für künftige Zeiten gegen dergleichen Angriffe sicher zu stellen und auf Hilfe in Noth und Bedrängniß rechnen zu können, beschloßen die Rigischen, so viel nur möglich mit den umwohnenden Fürsten Friedensbündnisse zu schließen und schickten zunächst den Ritter Rudolf von Zericho mit mehreren Genossen zum Fürsten von Pologz, damit er mit demselben eines dauernden Friedens und Bundesverhältnisses halber unterhandele. Die Abgesandten nahmen ihren Weg über die Wendenburg, geriethen dabei aber in große Gefahr, denn es war zu derselben Zeit eine starke Abtheilung der Ehsten auf einem Raubzuge in diese Gegenden eingefallen und kaum gelang es Rudolf von Zericho mit seinen Leuten in die obgenannte Burg zu flüchten, woselbst er von dem Ritter Berthold, welcher seit längerer Zeit sich bei den Wenden aufhielt, mit großer Freude empfangen ward. Man traf alle nur irgend möglichen Anstalten zur Abwehr des Feindes, der gleich darauf vor der Feste erschien und sie zu bestürmen begann. Es gab harte Arbeit für die kleine Besatzung, sich gegen das große Ehstenheer zu halten, und die ersuchte Hilfe aus Riga, wohin Berthold schon bei Annäherung der Ehsten Boten geschickt hatte, blieb noch immer aus. Zwar richteten die Wurfgeschosse der Deutschen viel Schaden an unter den Ehsten und auch im Einzelkampfe hatten sie manche der Ihrigen verloren, ließen sich aber dadurch in der Belagerung nicht irre machen, schleppten gewaltige Holzmassen herbei, zündeten sie an und belästigten die Besatzung durch Feuer und Rauch auf die empfindlichste Weise. Dabei bauten sie zu eigenem Schutze eine Art Sturmdächer aus Bäumen, die sie mit allen ihren Wurzeln aus den Wäldern herbeischleiften, künstlich ineinander fügten und vor den Wällen aufstürmten. Von ihrem also geschützten Standpunkte aus thaten sie den Belagerten durch Wurfspieße und Schleudern viel Schaden und die Schaar derselben schmolz sichtlich zusammen. Da endlich erscholl die

Kunde, daß ein starker Trupp der Rigischen im Anzuge begriffen sei. Durch Nachlässigkeit der von Berthold abgeschickten Boten war die Nachricht von dem Ueberfalle der Ehsten erst am dritten Tage in Riga eingetroffen. Sofort machten sich die Ordensbrüder von vielen Pilgern begleitet auf den Weg nach Wenden und Gaupe schloß sich ihnen mit einer bedeutenden Anzahl Liven und Letten an, die vor Begierde brannten, ihren Erbfeinden, den Ehsten, wieder ein Mal im Felde die Spitze bieten zu können. In Segewold machten sie Halt, um ein wenig auszuruhen, das Gerücht von ihrer Ankunft verbreitete sich aber mit Windeseile bis nach Wenden und die Ehsten hielten es unter solchen Umständen für rathsam, die Belagerung der Burg aufzugeben und sich über die Na nach dem Norden zurückzuziehen. Auf dem Wege, der über die lettische Feste Beverin längs der Aftijerwe nach Ehstland führte, eilten sie weiter und lagerten sich während der nächsten Nacht an einem neben dieser Straße befindlichen kleinen Landsee, südlich von der Ymer. Inzwischen hatte sich Berthold von Wenden und Rudolf von Jericho mit Gaupe und seinen Leuten, unter denen sich diesmal auch des Livenfürsten einziger Sohn Berthold befand, vereinigt und verfolgten mit eifriger Hast die voraneilenden Ehsten. Diese waren soeben von ihrem Nachtlager aufgebrochen als der größte Theil ihrer Verfolger ebenfalls an jenem See anlangte. Diese schickten den abziehenden Feinden Kundschafter nach und ließen sich an ihrer kaum verlassenen Lagerstätte nieder, um sich durch Erholung und durch ein Frühstück zu stärken. Die Kundschafter wurden durch falsche Gerüchte getäuscht, kehrten bald zurück und theilten dem lagernden Heere mit, daß die Ehsten schon über die Ymer gegangen seien und sich jenseits derselben in voller Flucht befänden. Da entstand ein allgemeiner Aufruhr unter den Liven und Letten, die dem Bericht nur zu leicht vollen Glauben schenkten, das glühende Verlangen, ihre Erbfeinde zu vertilgen, ließ ihnen keine Ruhe mehr. Sogleich wollten sie sich trotz ihrer kleinen Anzahl auf die Verfolgung begeben. Hiemit waren aber sowol Gaupe als die anwesenden Deutschen

sehr unzufrieden und boten Alles auf, um die Ungeduligen dazu zu vermögen, daß sie noch ein wenig warten sollten, bis die Rigischen Nachzügler ankämen und ihre Schaar vollzählig sei, weil sie sich dann mit weit größerer Macht auf die Feinde werfen und des Sieges gewisser sein könnten: vergebens, die heilsame Mahnung wurde verschmäht und Anstalten zum sofortigen Ausbruch getroffen. Wie nun der Livenhäuptling sammt seinen deutschen Freunden solches sahen, hielten sie es für eine Ehrensache, sich ihren tollkühnen Genossen anzuschließen, die übrigens jetzt klug genug waren, die Deutschen in der ersten Reihe ziehen zu lassen, damit sie selbst desto geruhiger den Ausgang des von jenen begonnenen Angriffes abwarten und sich dann, je nach Umständen, entweder zur fernern Verfolgung der von den Deutschen Geschlagenen oder zur eigenen Flucht in möglichster Sicherheit wenden könnten. Durch die leichtfertigen Ausagen der Kundschafter sicher gemacht eilte nun Gaupe mit seiner Schaar sorglos an die Ymer, indem er die Ehsten noch weit vor sich wähnte, — da brach plötzlich das ganze feindliche Heer, das in den Wäldern am Flusse verborgen gewesen war, in guter Ordnung aus denselben hervor und warf sich mit frischer Kraft auf die ermüdeten Verfolger. Allgemeine Bestürzung überkam die Leute des Livenfürsten, doch in diesem Augenblicke der höchsten Gefahr ergriff der Ordensritter Arnold die Kreuzesfahne, schwang sie entschlossen und todesmuthig durch die Luft und rief den Seinen die kräftigenden Worte zu: „Laßt uns zusammenstehen, deutsche Brüder, laßt uns sehen, ob wir streiten können mit den Schaaren der Heiden! Laßt uns nicht vor ihnen fliehen, auf daß damit kein Schandfleck anhänge unserm Volke!“ Der Zuruf wirkte, mit verzweifelter Tapferkeit warf sich das Häuflein der Deutschen, unter denen sich auch die Vornehmsten und Muthigsten des Livenvolkes befanden, den von allen Seiten anstürmenden Ehsten entgegen und es kam zu einem entseßlichen Gemekel. Gaupes Sohn Berthold, ein tapferer und edelgestimmter Jüngling, den der Vater zärtlich liebte, wie auch sein mannhafter Schwiegersohn Wane

kämpften heldenmüthig an des alten Vaters Seite; zu Tode getroffen sanken beide zu Boden. Mit ihnen fielen mehrere Schwertritter und viele Knechte des Bischofs; schon schien Alles verloren als das Herankommen des hintennachziehenden großen Livenheeres die bedrängten Deutschen zu neuer Hoffnung ermunterte. Doch kaum hatten die Liven sich dem Kampfsplatze insoweit genähert, daß sie sehen konnten, was sich dort zutrug, da wandten sie sich zur schmachlichsten Flucht und ließen die von ihnen in den Tod gelockten Deutschen, wie auch ihren eigenen greisen Fürsten in der verzweifeltsten Lage zurück. Es waren nur noch zwanzig Mann, die den Rest der tapfern Schaar bildeten, aber trotz dieser geringen Anzahl gelang es ihnen doch, sich in einen dichten Keil zusammenzudrängen und unter unaufhörlichem Kämpfen aus den Wäldern der Dmer zurückzuziehen. Bei diesem Rückzuge zeichnete sich vor Allen ein friesischer Kämpfer, Namens Wickbold, aus: auf die Schnelligkeit seines Rosses sich verlassend eilte er bald vor bald rückwärts, hieb hie und da an engen Waldpässen auf die vereinzeltten Feinde ein und befreite mehrere seiner Genossen aus ihren Händen. Schwer getroffen von einem ehstnischen Speer sank Rudolf von Jericho zu Boden, da eilte ihm Wickbold zur Hilfe, ergriff ihn mit starker Hand, half ihm wieder auf sein Ross und übergab ihn zu weiterm Schutze seinen vorangeeilten Gefährten, indem er selbst zum Kampf zurückkehrte. Weit und breit war die Gegend mit Flüchtlingen überdeckt, die von den Ehsten verfolgt und theils gefangen theils niedergemacht wurden. Dieses Schicksal traf namentlich die unglücklichen Letten, denn sie hatten sich zu Fuß auf den Kriegszug begeben und fielen daher bis auf sehr wenige den eiligst nachsehenden Feinden in die Hände. Aber auch von den Liven und Deutschen, die sämmtlich beritten waren, wurden sehr viele getödtet oder gefangen und an die Dmer zurückgeführt, woselbst sie eines martervollen Todes sterben mußten. Von den vierzehn Deutschen, welche in die Gewalt der Ehsten gekommen waren, wurden etliche lebendig geröstet, den übrigen zogen die Barbaren die Kleider aus, hieben

dann in ihre entblößten Rücken blutige Kreuze mit dem Schwert und erwürgten sie zuletzt mit teuflischer Freude. Blutenden Herzens sammelte der alte Livenfürst die traurigen Reste seiner Liven und Letten an den Ufern der Na, beweinte die gefallenen, geliebten Kinder und schwur ihren grausamen Mördern blutige Rache.

Rache, Rache an den Ehsten: das war auch das Lösungswort der Rigischen, deren Brüder unter den Martern der Barbaren ihr Leben ausgehaucht hatten. Bevor ein neuer Feldzug unternommen wurde, that's aber zuerst Noth, mit den übrigen Nachbarn Frieden zu schließen. Rudolf von Jericho hatte, wie wir oben sahen, seine Sendung nicht erfüllen können, daher wurde jetzt ein zweiter Friedensbote an den Fürsten von Pologk geschickt in der Person Arnolds, „des Bruders der Ritterschaft,“ der uns noch von der Dmer her als jener heldenmüthige Fahnenträger bekannt ist. Er brachte seine Sendung zu glücklichem Ende und es ward unter dem Versprechen eines mäßigen Tributs, den die Liven, oder statt ihrer Bischof Albert, zu zahlen hatten, ein ewiger Friede mit den Pologkern geschlossen. Nun traf man Anstalten zu einem Rachezuge gegen die Ehsten. Von Riga aus wurden Boten ins Land der Liven und Letten geschickt, in alle ihre Burgen an der Düna und an der Na, mit der Aufforderung, daß sie sich von allen Seiten zu diesem Unternehmen einfänden sollten. Sogar die Pleskauer wurden herbeigerufen und ein großer Haufe plünderungsfüchtiger Russen gesellte sich zu dem Heere der Rigischen. Rachedürstend erschien der alte Gaupe, mit ihm die livischen Landesältesten Dabrel und Nunnus, so auch Ruffin, ein mächtiger Häuptling der Letten aus der Burg Sotefle (unfern des Burtnecker Sees) mit großen Heereshaufen. Um die Weihnachtszeit des Jahres 1210 brachen sie auf, voran die genannten Fürsten der Eingebornen mit ihren Leuten, hinter ihnen die Schaar der Deutschen und Russen. Der Zug ging durch Metsepole über Saletsa längs des Meeres auf die Bernau zu, und die dortigen Liven, denen man nicht recht trauen zu dürfen meinte, wurden gezwungen, eine Menge Geiseln zu stellen als Bürgschaft

für ihre Treue und Verschwiegenheit. Das Heer setzte über die Bernau und kam in die ehnische Landschaft Sontagana (nördlich von der Bernauser Meeresbucht); entsetzt flohen die Ehn, um die Ankunft der Feinde in ihren Dörfern und Burgen zu berichten, doch ebenso schnell waren auch diese selbst da, vertheilten sich in mehrere Trupps und wütheten mit Raub und Mord an allen Orten, wo sie hinkamen. Was ihnen nur in die Hände fiel, ward verwüstet und verbrannt, eine unzählige Menge von Vieh und Pferden als Beute herbeigetrieben, Hunderte von Menschen getödtet und zu Gefangenen gemacht. Viele von den Unglücklichen flüchteten sich in die Wälder oder auf das Eis des Meeres, wagten sich aber in ihre verheerten Wohnstätten nicht zurück und erfroren elendiglich. Erst, nachdem die drei stärksten Burgen der Ehn von Sontagana erstürmt und niedergebrannt worden waren, glaubten die Verwüster hinlänglich Rache genommen zu haben und zogen nach einem Schreckensaufenthalt von vier Tagen wieder der Heimath zu. Die Beute wurde gleichmäßig getheilt und die einzelnen Trupps gingen einstweilen aus einander. Aber schon beim nächsten Vollmonde versammelten sich die Liven und Letten unter ihren obgenannten Häuptlingen zu einem neuen Raubzuge, stießen bei der Aftijerwe zu den Rigischen und fielen gleich darauf in das ehnische Grenzgebiet von Saccala (um Jellin) ein. Dasselbst begegneten sie einem feindlichen Heer, das theils aus Saccalanern theils aus Unganniern (aus der Dörptischen und Dempähischen Gegend) bestand und eben im Begriff war, einen Theil Lettlands heimzusuchen, — fielen über daselbe her und trieben es in die Flucht. Da ereilten die Sieger aber bedrohliche Gerüchte von dem Heranziehen eines zweiten Ehnheeres, welches aus dem soeben verwüsteten Sontagana kommend in die Livenbezirke an der Salis einzufallen gedente. Kaum hatten die Ältesten der Liven von Metsepole Zeit die Heimath zu erreichen und Hab und Gut auf ihren Burgen in Sicherheit zu bringen, als die gefürchteten Feinde auch schon da waren und das flache Land von Metsepole aufs Furchtbarste

verheerten. Dörfer und Kirchen wurden verbrannt, alle Schöpfungen des Priesters Alexander vernichtet, unsägliche Gräueltat verübt. Die Kunde von dem Einfall der Ehn hatte aber schnell Treiden erreicht und in möglichster Eile versammelten sich daselbst die dortigen Liven und Deutschen unter der Anführung Bertholds von Wenden. Der Lettenhäuptling Ruffin stieß unterwegs zu ihm und beide begaben sich nun schleunigst über Noop nach Metsepole, trafen jedoch die Feinde nicht mehr vor, da dieselben bei der ersten Nachricht vom Heranziehen des Entsagheeres aufgebrochen und nach Hause zurückgezogen waren.

Die Verwüstung Metsepoles sollte jedoch den Ehn nicht ungestraft hingehen und die Rigischen beschloßen in Gemeinschaft mit den Liven- und Lettenhäuptlingen im nächsten Jahre einen Kriegszug in die Saccaler Landschaft zu unternehmen. Noch im Winter 1121 rückten sie vor die äußerst starke Ehnburg Biliende (Jellin) und umlagerten dieselbe von allen Seiten. Sie hatten sich aber nicht hinlänglich mit Lebensmitteln versehen und es begab sich daher ein Theil der Liven und Letten in die umliegende Gegend, plünderte dieselbe rein aus und kehrte mit einem großen Vorrath an Korn und Vieh nach Biliende zurück. Auch viele Gefangene hatten sie mitgebracht, die ihnen zur Uebergabe der Feste verhelfen sollten. Berthold von Wenden, Ruffin von Sotelle und mit ihm mehrere andere Letten nahmen sie in ihre Mitte, führten sie in die Nähe der Burg und forderten von hier aus die drin befindlichen Ehn zur Uebergabe und zur Annahme des Christenthums auf, indem sie dadurch Frieden und Bündniß mit den Belagerern erhalten und auch die anwesenden Gefangenen vom sichern Tode erretten würden. Die Besatzung wollte hiervon nichts wissen und erging sich in den größten Schmähungen und in prahlerischer Verhöhnung des vor der Burg liegenden Heeres. Etliche zogen die Rüstungen der Deutschen an, die sie hie und da bei Ausfällen aus der Feste erbeutet hatten und lustwandelten in denselben den Rigischen zur Kränkung auf den Wällen. Das reizte die Letten zu großer Erbitterung, sie fielen über die unglücklichen

Gefangenen her, metzelten sie sämmtlich nieder, warfen die Leichname in den Schloßgraben und drohten der Besatzung, die diesem Allen gleichgültig zusah, des baldigsten ein gleiches Schicksal. Mit erneuter Heftigkeit wüthete nun der Kampf. Die Bogenschützen der Nigauer zwangen die Vertheidiger, sich von den Werken zurückzuziehen, ein großer Schanzthurm wurde erbaut, der Burggraben von den Liven und Letten mit zusammengetragenem Holz angefüllt und über dieses Geröll hin der Thurm auf Walzen bis hart an die Mauer geschoben. Die Letten stiegen mit den Stein schleuderern bis ins höchste Stockwerk dieses Thurmes hinauf und thaten von da herab fünf Tage lang der ehestnischen Besatzung großen Schaden. Diese suchte nun Feuer an das ihr so gefährliche Holzwerk zu legen, die Letten aber und Liven waren darauf wohl gefaßt, brachten viel Schnee und Eis herzu und löschten mit Leichtigkeit den Brand. Hierbei fand auch der uns wohlbekannte Bruder Arnold durch einen Steinwurf aus der Feste seinen Tod. Die Deutschen griffen zu einem neuen Mittel. Sie stellten eine Pathele (große Wurfmachine) auf, schleuderten mit derselben Tag und Nacht gewaltige Steinmassen auf die Werke, zertrümmerten einen großen Theil derselben und tödteten sehr viel Menschen und Vieh, denn die Ehesten hatten gegen dergleichen Angriffe keine Vorkehrungen getroffen. Inzwischen war ohne Unterlaß Holz herbeigetragen worden und man hatte endlich den Haufen bis an die Planken, mit denen die Höhen der Werke verdeckt waren, erhöht. Auf diesem halbschweren Pfade stürmte der kühne Schwertritter Eylard von Dolen mit vielen andern Deutschen auf den Wall. Die hervorstehenden behindernden Planken wurden fortgerissen, und schon glaubten die Deutschen das Ziel ihrer Anstrengungen erreicht zu haben, da erblickten sie vor sich eine zweite, noch stärkere Befestigung, die sie trotz aller Bemühungen nicht zu nehmen vermochten. Mit Stein- und Holzwürfen wurden sie zum Rückzug genöthigt, steckten aber während desselben die an den Wällen befindlichen Plankenmassen in Brand. Dadurch ließen sich jedoch die Ehesten nicht beirren, sie rissen die brennenden Bretter auseinander und

warfen sie in den Burggraben herab, das Feuer erlosch, und wie am andern Morgen die Belagerer von Neuem anrückten, fanden sie das Zerstörte vollständig in Stand gesetzt und heldenmüthig vertheidigt. Die Besatzung war aber durch die vielen Kämpfe bedeutend heruntergebracht worden und unter den Uebriggebliebenen gab es nur wenige, die nicht an einer Wunde zu leiden hatten. Dabei herrschte in der Burg ein empfindlicher Wassermangel. So kam es denn, daß bei einer erneuten Aufforderung zur Uebergabe die kleine Schaar der Ehesten mit demüthigen Worten sich dazu bereit erklärte, denn es sei jetzt nur zu offenbar geworden, daß der Christengott mehr Macht habe als ihre Götter, weil er aus so blutigem Kampfe als Sieger hervorgegangen sei. „Wir bitten daher“, sprachen sie zu den Deutschen, „Ihr wollet unser schonen und uns das Christenthum in Barmherzigkeit auflegen, gleich wie Ihr es schon an den Liven und Letten gethan habt!“ Die Nigischen gingen darauf ein, empfingen Geiseln von den Angesehensten des Volkes, christliche Priester wurden in die Burg aufgenommen und alle Gebäude in derselben wie auch alle darin wohnenden Männer und Weiber mit Weihwasser besprengt. Man unterrichtete die Ehesten von Biliende fleißig in den Lehren des Christenthums, schob aber die Taufe selbst noch auf, wegen des gar zu entseßlichen Blutvergießens, welches so eben an dieser Stätte gewüthet. Freudigen Muthes kehrten die Verbündeten in ihre Heimath zurück, voll Zuversicht und Vertrauen zu den eiteln Versprechungen der neugetauften Heiden.

Doch nur zu bald drang die unwillkommene Nachricht zu den Nigischen, daß eine große Gährung sich finde unter den so eben bezwungenen Ehesten von Biliende und daß sie einen Rachezug gegen ihre Unterdrücker zu unternehmen gedächten. Schnelligst wurden Kundschafter gen Ehestland geschickt und die Gerüchte fanden sich begründet. Da erhob sich Gaupe wiederum und mit ihm Berthold von Benden; an der Spitze eines bedeutenden Heeres von Deutschen, Liven und Letten zogen sie nach Saccala, verwüsteten und verbrannten alle Dörfer, die sie erreichen konnten, tödteten sämmt-

liche Männer und führten die Weiber gefangen mit sich. Doch kaum waren sie heimgekehrt, als die erbitterten Saccalaner in die Lettenggebiete an der Aistjerwe einfielen, Brand mit Brand, Mord mit Mord bezahlten und das ganze Land bis zur Ymer zur rauchenden Wüste machten. Lambit und Neme, die Ehstenhäuptlinge von Biliende, gaben sich damit noch nicht zufrieden, mit einem zweiten Heer gingen sie raubend und mordend über die Ymer, verbrannten nebst vielen Dörfern auch eine Kirche, die in der Nähe des Flusses vor Kurzem erbaut worden war und kehrten mit ungeheurer Beute nach Saccala zurück. — Zu diesen Gräueln brachen noch neue Unglücksfälle über die eben noch so siegreichen Liven und Letten herein. Es kamen nämlich Ehsten aus Kotalien (in der Wit) nach Metsepole und verheerten die Gegend um Saletsa und Lethegorwe (Loddiger in der Nähe von Lemsal) mit drei Heeren; die Deseler kamen ebenfalls auf ihren Raubschiffen herüber, fuhrten die Na hinauf bis nach Thoreida, zerstörten unter anderm die eben angelegte Pfarre von Cubbesele und hausten mit Mord und Plünderung so anhaltend und arg in jenen Bezirken, daß ein Sendbote nach dem andern gen Riga geschickt wurde mit der flehentlichen Bitte um schleunige Hilfe. Die Rigischen wagten es aber nicht, mit der kleinen Schaar, welche ihnen nach den soeben bestandenen harten Kämpfen noch zu Gebot stand, den kriegserfahrenen Deselern gegenüberzutreten und vertrösteten die bedrängten Liven auf die baldige Ankunft des Bischofs mit neuen Pilgern. Albert langte auch gleich darauf aus Deutschland an, von mehreren norddeutschen Bischöfen und deren Leuten begleitet. Da gab's denn viel Freude im ganzen Land und besonders groß war der Jubel der vor Kurzem so schwer heimgesuchten Letten. Sie versammelten sich sofort an der Ymer zu einem neuen Zuge gegen die Saccalaner, achteten in ihrer freudigen Stimmung nicht auf ihre geringe Zahl und brachen getrosten Muthes nach dem Norden auf. Aber nur zu bald hatten sie Ursache, ihre Unvorsichtigkeit zu bereuen, ein großes Heer der Ehsten fiel über sie her, nöthigte sie zu regelloser Flucht, verfolgte sie bis zur Ymer und tödtete viele

von ihnen. Die Ehsten zogen weiter bis an die Roop, verbrannten die Kirche und das Pfarrhaus daselbst, so auch die Häuser und Dörfer des ganzen Bezirkes, holten die Weiber und Kinder der Letten aus ihren Schlupswinkeln in den Wäldern hervor und schleppeten sie mit sich in die Gefangenschaft. Dieses kam den Rigischen zu Ohren und sie beschloffen unverzüglich ihre lettischen Brüder zu rächen. Mit vielen neuangeworbenen Pilgern in ihrer Mitte kamen sie nach Treiden, vereinigten sich daselbst mit Gaupe und seinen Liven und fielen dann unter der Leitung des alten Livenfürsten in Saccala ein, wohin sich die Ehsten bei der Kunde vom Heranzuge des verbündeten Heeres zurückgezogen hatten. Große Schaaren der Letten schlossen sich ihnen an und bald legten lodrende Dörfer und Burgen ein schreckliches Zeugniß ab von der Ankunft Gaupos; die ehstnischen Festen Dwele (zwischen Rujen und Karfus) und Purke brannten nieder bis auf den Grund, Mord auf Mord, Blut auf Blut kennzeichneten die Spuren der rachedürstenden Letten. Mit Beute überladen verließen sie endlich die rauchenden Trümmer des saccalanischen Gebietes.

Bald tobte neuer Kampf an den Ufern der Na. Die Deseler, ihres glücklichen Raubzuges noch eingedenk, verbanden sich mit den Ehsten des Festlandes und unübersehbare Massen feindlichen Kriegsvolkes zogen sich theils zu Lande über Metsepole, theils zu Wasser die Na hinauf nach Thoreida zu erneuter Plünderung. Cubbesele lag schon lange in Trümmern, Gaupe hatte aber nicht weit davon (etwa an der Stelle des heutigen Gremonschen Schlosses) eine andere Burg von bedeutender Größe und Festigkeit, in welcher er sich nach Verbrennung Cubbeseles mit den ihm treugebliebenen Liven aufzuhalten pflegte. Hier vereinigte sich das ganze Heer der Deseler und Ehsten und die Burg wurde von allen Seiten eingeschlossen; an der Vorderseite lagerte sich die zahlreiche ehstnische Reiterei; das Fußvolk aber und die Deseler blieben bei den Raubschiffen hart an der Rückwand der Feste. Der Anfang des Streites war den Belagerern nicht günstig, denn im Schloß befanden sich außer den Liven mehrere rigische Armbrustschützen,

welche zu wiederholten Malen Ausfälle machten, die im freien Felde unbewaffnet herumstreifenden Feinde überfielen und viele derselben tödteten oder verwundeten. Dafür suchten die Ehsten an den umliegenden Bezirken Rache zu nehmen; ein Theil von ihnen unternahm verschiedene Plünderungszüge, verbrannte Dörfer und Kirchen der Liven und trieb ganze Heerden ihres Viehs ins Lager zurück. Darauf stellten sie große Opferfeste an, um die Götter günstig zu stimmen, diese aber schienen nicht recht zufrieden mit dem Vorhaben ihrer Verehrer, denn es zeigten sich während der Opfer viele üble Vorbedeutungen, wie z. B. die, daß das Fleisch beim Zerschlagen immer auf die linke Seite fiel. Dehungeachtet wurde die Belagerung der Gauposfeste mit unermüdlichem Eifer fortgesetzt, dieselbe zu wiederholten Malen gestürmt und gewaltige Holzhaufen an den Wällen aufgehäuft, um theils als Brandstoff, theils als Brücke zu dienen, — doch alle Anstrengungen scheiterten an der Tapferkeit und Umsicht der Vertheidiger. Die Ehsten bereiteten sich nun auf einen längeren Aufenthalt in dieser Gegend vor, sie untergruben den Schloßberg und einer von ihnen drohte den Liven, er werde mit seinen Brüdern hierselbst „magetas,“ d. h. für immer bleiben, bis entweder die Burg zerstört oder ihre Besatzung dazu gezwungen worden sei, mit ihnen zusammen nach Riga zu ziehen und die Deutschen bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Ein Live, der von den Werken aus diese Drohung vernahm, entgegnete dem feindlichen Prahler spöttisch lächelnd: in diesem Falle möge er „maga magamas,“ d. h. hier liegen bleiben bis in die Ewigkeit. — Bald kam den Belagerten auch Hilfe aus Riga. In der Burg Sygwalde befanden sich nämlich zur Zeit mehrere Ordensbrüder, die mit den belagerten Liven zugleich Botschaft an Bischof Albrecht entsandt und ihn inständigst gebeten hatten, zum Entsatz baldmöglichst herbeizukommen. Albrecht und die mit ihm aus Deutschland angelangten vier Bischöfe hatten sämmtlich nicht übel Lust zu einem Kriegszuge gegen die Heiden und wußten durch das Versprechen vollkommener Sündenvergebung auch in den Herzen ihrer Leute gleiche Lust anzufachen, und so

machten sich denn die Kreuzfahrer in Gemeinschaft mit den Ordensbrüdern und den Liven von der Düna sogleich auf den Weg nach Treiden. Unterhalb der Burg Gaupos setzten sie über die Na und theilten ihr Heer in zwei Hälften. Die Reiterei bog gleich rechts ab und zog sich auf einem geraden Wege unbemerkt bis in die Nähe der Feste; das Fußvolk machte auf der nach Wendkul (Dorf der Wenden) führenden großen Straße einen Umweg, erreichte so die Höhen vor Treiden und stieg mit größter Vorsicht in geregelter Schlachtordnung dieselben früh morgens herab. Ein unansehnlicher Theil des Nathales trennte sie nur noch von den am Fuß des Schloßberges gelagerten Heiden und freundlich grüßend blickte die Livenfeste im Strahl der Morgensonne auf sie hernieder. Durch gewaltige Sandsteinmassen hat sich ein kleines Flüsschen den Weg zur Na gebahnt und bildet noch heutzutage eine liebliche Thalschlucht, an deren bewaldetem Rande das Schweizerhaus von Cremon sich erhebt und die in ihrer ganzen Schönheit dem Wanderer entgegentritt, wenn er auf dem Felspfade von Cremon nach Treiden die vielen Stufen herabgestiegen und zu jener kleinen Brücke gelangt ist, an deren Ende der Pfad sich wiederum steil hinaufwindet zu den Treidenschönen Höhen. An diesem Flüsschen sammelten sich die Deutschen von Neuem, fröhlich wirbelte die Trommel, fröhlich hallte der Ton der Kriegsmusik wieder von den umliegenden Bergen und mit lautem Schlachtgesange stürzten sie sich auf die keine Gefahr ahnenden Heiden. Diese waren anfangs sehr bestürzt und stoben nach allen Richtungen auseinander, bald aber ermanneten sie sich, eilten zu ihren Pferden und Waffen, sammelten sich unter dem Schutz dichter Umhiegungen in geordnete Haufen, warfen sich dann mit entschlossenem Kriegsgeheul den andringenden Christen entgegen und überschütteten sie mit einem Lanzenregen. Dies that aber wenig Wirkung, denn die Lanzen prallten erfolglos ab an den mit Eisenblech beschlagenen Schilden und es kam nun zum Handgemenge, in welchem übrigens die Ehsten männlich Stand hielten. Inzwischen waren aber auch die Ritter auf dem Schlachtfelde angelangt,

brachen mit ihren geharnischten Pferden mitten in die Feinde hinein und richteten ein solches Blutbad unter ihnen an, daß sie von jähem Entsetzen erfaßt, schleunigst die Flucht ergriffen, wobei sie aber von den Rittern verfolgt und in großer Zahl niedergeworfen wurden. Auch von der andern Seite sahen die Flüchtlinge bald den Weg gesperrt, denn die Armbrustschützen und Liven aus der Burg hatten einen Ausfall gemacht und warfen sich jetzt mit ganzer Kraft den Ehsten entgegen. Bald hatten sie sich bis zu der Stelle in dieselben hineingehauen, wo die Deutschen noch harte Arbeit hatten, und so kam es denn, daß in der Hitze des Kampfes auch mancher befreundete Live unter den Hieben eines Ritters erlag. Einem Theil der Ehsten gelang es aber doch, bis in die Nähe ihrer Raubschiffe und der dort befindlichen Deseler sich Durchzuschlagen, indem sie einen kleinen, um die Burg herumführenden Weg, den die Liven unbefestigt gelassen hatten, dazu benutzten. Zwar hatte der Ordensritter Everhard sich ihnen hier mit etlichen Kriegsknechten entgegengeworfen und mehrere getödtet, war aber schließlich selbst gefallen, durchbohrt von einer ehstnischen Lanze. Auf einer Anhöhe zwischen dem Burgfelschen und der Na sammelten sich die Ehsten wieder, vereinigten sich mit dem andern Theil ihres Heeres und beschloßen den ihnen nachsegelnden Rittern und Armbrustschützen daselbst kräftigen Widerstand zu leisten, denn das rigische Fußvolk und die Liven theiligten sich nicht mehr am Kampfe, sondern waren ganz sorglos mit Plünderung der Gefallenen beschäftigt. Der erwartete Angriff der Ritter geschah aber in so nachdrücklicher Weise, daß die Ehsten demüthig um Frieden baten und sich zur Taufe bereit erklärten. Wie nun die Christenkrieger solches hörten, steckten sie ihre Waffen ein, trauten den Feinden auf's Wort und ließen durch etliche Brüder die Bischöfe ersuchen, daß sie doch kommen und die besiegten Ehsten in die Kirche Christi aufnehmen möchten. Selbige Ehsten ließen sich's aber nicht einfallen ihr Versprechen zu erfüllen, zogen sich während der Nacht zur Na hin und versuchten auf ihren Schiffen den Fluß hinunter auf's Meer zu ent-

kommen. Es war dieses kaum bekannt geworden, als die rigischen Armbrustschützen sich eiligst aufmachten, längs beider Uferertheilten und die Abfahrenden mit ihren Pfeilen auf's Empfindlichste belästigten, während das übrige Heer ihnen auf dem Fuße folgte. Ein völlig unerwarteter Angriff von einer andern Seite her entschied das Schicksal der Flüchtlinge. Graf Bernhard von der Lippe war nämlich mit neuen Pilgerschaaren aus Riga herangezogen, hatte unterwegs von der Flucht der Deseler Kunde erhalten und sich schnell gegen den untern Lauf der Na gewandt. Daselbst schlug er eine Brücke über den Fluß, baute Holzgerüste darauf und empfing die herabschiffenden Feinde mit einem Regen von Pfeilen und Lanzen. Die Ehsten sahen sich rettungslos verloren, hielten sich aber noch bis zur Dunkelheit auf der Mitte des Flusses, schlüchen dann unter dem Schutze der Nacht mit Zurücklassung aller Habe in die dichten Wälder, die zu jener Zeit beide Ufer der Na überschatteten und entwischten solchergestalt ihren Verfolgern. Damit war die Noth aber noch nicht zu Ende und die meisten von ihnen fanden theils durch Hunger, theils durch die Hand ihrer livischen Feinde einen traurigen Tod in fremdem Land. Nur sehr wenigen gelang es, nach unsäglichen Mängeln und Gefahren die Heimath zu erreichen und den Untergang des mächtigen Heeres daselbst in bitterer Klage zu verkünden.

Reich war die Beute, die den Siegern in die Hände fiel. Dreihundert große und noch viel mehr kleinere Raubschiffe wurden die Na hinab ins Meer und dann die Düna hinauf nach Riga gebracht; zweitausend Pferde und ein gewaltiger Vorrath an Waffen und Kleidungsstücken gleichmäßig unter die Kämpfer vertheilt, nachdem bestehender Sitte gemäß auch die Kirchen ihren Antheil davon erhalten hatten. Freudenfeste wurden abgehalten und ein großer Jubel erfüllte das ganze Land von Thoreida bis an die Ufer des Dünaströmes.

Doch bald galt's sich rüsten zu einem neuen schweren Kampfe. Die Ehsten von Biliende und Darbet hörten von dem traurigen Ende ihrer rotalischen Brüder und beschloßen den Siegern ein

gleiches Loos zu bereiten. Sie sammelten ein gewaltiges Heer und fielen in das ihnen zunächstliegende Lettengebiet ein. Alles, was fliehen konnte, floh entsetzt und verbarg sich in dem Dunkel der Wälder, aber auch hierhin folgten die erbitterten Feinde, rissen sie aus ihren Verstecken und tödteten sie auf die qualvollste Weise. Unter den Gemordeten befanden sich mehrere angesehene Letten, nahe Verwandte des Lettenfürsten Ruffin von Sotelle. Die Raubzügler wandten sich hierauf nach dem Süden, machten ganz Trifation und die umliegende Gegend weithin zur Wüste und warfen sich schließlich auf die Burg Beverin. Mannhaft wehrten sich die Letten und die Belagerer sahen, daß sie die Burg so bald nicht würden nehmen können, denn schon einen ganzen Tag lang hatten sie gekämpft, gestürmt und dabei viel Feuerbrände in die Burg hineingeworfen, aber bei alledem doch nichts errungen. — Ausdauer und Geduld war nicht Sache der ursprünglichen Bewohner unserer Ostseelände, so wenig der Liven und Letten, als auch der Ehsten. Daher schritten die Lettern auch zu Unterhandlungen und forderten die Letten zur Uebergabe auf, indem sie sie an sämtliche Unglücksfälle erinnerten, die sie noch vor Kurzem durch die Saccalaner erlitten. „Habt ihr schon so bald des Tages an der Ymer, habt ihr so bald eurer Todten vergessen, daß ihr euch nicht bewogen fühlt, uns flehentlich um Hilfe zu bitten?“ riefen sie den Letten zu, diese aber verwiesen sie auf das noch schrecklichere Schicksal der Deseler vor Thoreida und entgegneten den Unterhändlern von den Werken herab: „Ruft Euch nur gut ins Gedächtniß Eure Vornehmsten und Aeltesten, ruft Euch ins Gedächtniß die Unzähligen Eurer Brüder, deren Gebeine nunmehr bleichen an den Ufern der Na, und kommt, dieses bedenkend, vielmehr friedlich zu uns, glaubet mit uns an den einen Gott, dessen gewaltige Hand Ihr erfahren habet, nehmt unsere Taufe und nehmt ewigen Frieden!“ Unwillig hörten die Ehsten solche Worte, wandten sich aber dennoch, da sie keine Möglichkeit sahen, die Feste so bald zu nehmen, unverrichteter Sache nach Saccala zurück. Dorthin ihnen zu folgen, fühlten sich die Letten zu schwach, zudem

die letzten Verhandlungen das Gedächtniß der Ymerschlacht wieder wach gerufen hatten, und es begaben sich daher die zwei Häuptlinge von Beverin, Dole und Payse nach Riga zu den Deutschen und baten sie angelegentlich um ihren Beistand. Den Deutschen war's recht und so sammelte sich alsbald ein großes Heer. Dietrich, der Bruder Bischof Alberts, stand an der Spitze der Rigischen; theils Ordensbrüder, theils ebenangelangte Pilger bildeten seine Schaar. Zu ihm stieß der alte Gaupe mit einem großen Gefolge von Liven und Berthold von Wenden mit den Letten von der obern Na. Sie gingen zunächst nach Metsepole, zogen dort noch andere Livenhaaren an sich und nahmen drei Tage lang ihren Weg längs des Strandes nach dem Norden zu. Am vierten Tage wandten sie sich östlich gen Saccala, hatten aber fortan mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die Gegend war voll Wälder und Sümpfe; eine Menge Pferde kamen vor Ermüdung um, andere mußten auf dem elenden Wege zurückgelassen werden. (Die Sumpfgegend von Laiffaar und Tackerort, in der sie sich damals befanden, ist noch heutzutage eine der wüthesten und unwegsamsten Strecken Livlands.) Am siebenten Tage des Zuges kamen sie endlich in die Dörfer der saccalanischen Feinde und ließen dieselben ihren Unmuth über das eben erlittene Ungemach bitter fühlen. Wordend, brennend und plündernd zogen sie von Ort zu Ort und gelangten endlich zu dem Dorfe des Saccalanerfürsten Lambit, woselbst die umwohnenden Ehsten ihre Maia (Versammlungsort) zu haben pflegten. In diesem Dorfe nahm Gaupe mit seinen Begleitern Standquartier, dorthin wurde Alles herbeigetrieben, was an Gefangenen, an Pferden, Vieh und sonstiger Beute den Liven und Letten in die Hände fiel. Mit der größten Gewandtheit verstanden sie es, die finstern Wälder Saccalas zu durchstöbern, und die Verstecke ihrer verhassten Feinde auszumitteln. Das ging aber auch nicht ohne manche empfindliche Verluste ab und unter anderm verloren die Letten hiebei ihre tapfersten Führer, die beiden Häuptlinge von Beverin, Dole und Payse. Diese waren nämlich ohne Begleitung in ein von ihnen

für leer gehaltenes Dorf eingedrungen, um nachzusehen, ob's dort nicht noch was zum Plündern gebe, wurden dabei aber unermuthet von neun Ehten hart angefallen. Zwar wehrten sie sich mannhaft gegen die Uebermacht bis an den Abend, tödteten auch etliche von ihnen, fielen aber zuletzt selbst, durch mehrere Wunden entkräftet. Saccala bot nichts mehr dem raubsüchtigen Heere, daher theilte es sich in 2 Hälften, die eine blieb bei dem Lager im Dorfe Lambits zurück, die andere zog nordwärts bis in die Landschaften am Palasflusse, Murumgunde und Zerwen (im Norden des Würzjerwesees). Dort verbrannten sie mehrere Dörfer und Festen, feierten ein fröhliches Kampfspiel und kehrten mit vieler Beute auf einem andern Wege, den gleichermaßen eine Blut- und Flammenspur bezeichnete, zu ihren Brüdern nach dem Lambitsdorfe zurück. Vereint traten sie nun den Rückzug an ins eigene Gebiet, worauf sich Gauvo auf seine Besitzungen in Thoreida begab, um sich dort wieder den Beschäftigungen des Friedens zu widmen.

Das freundliche Verhältniß zwischen den Deutschen und den ihnen unterworfenen Liven blieb aber nicht lange ungetrübt, schon im folgenden Jahre 1212 fanden sich bedeutende Zwistigkeiten, wobei wir den versöhnlichen Gauvo die Rolle eines Vermittlers spielen sehen. Es waren nämlich die Letten von Antine (unterhalb Wenden an der Na), einem dem Bischof eigenen District, mit den Wendenschen Ordensbrüdern in heftigen Streit gerathen, weil diese sich Felder und Bienenstöcke der Antiner ohne Weiteres angeeignet hatten. Während des Streitens darüber wurden einige Letten von den Brüdern geschlagen und wandten sich klagend an den Bischof nach Riga. Albert beschloß den Streit selbst in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Bischof Philipp von Rakeburg, zu schlichten und beschied die hadernden Parteien vor sich. Sie kamen, verbrachten aber zwei Tage nutzlos in gehässigem, erbittertem Zanken und an eine Versöhnung war nicht zu denken. Der Zwist wurde immer bedrohlicher; Liven und Letten, beide gleich unzufrieden, verbanden sich gegen die Deutschen, indem sie ihren

Bund nach alter Heidenweise durchs Treten auf ein Schwert besiegelten und die meisten von ihnen wollten sich ganz und gar vom Bischof lossagen. Das hörte Gauvo, der alte bewährte Freund Alberts, und bot all seinen Einfluß auf, um dem bei Zeiten noch vorzubeugen. Er versammelte die Angesehensten seiner Volksgenossen um sich und legte ihnen in einer eindringlichen Rede ihre Gehorsamspflicht gegen den Bischof, ihren geistlichen Vater, ans Herz. Was ihn selbst anbetreffe, so werde er nie abfallen von dem Glauben an Christum, möge auch noch so Hartes über ihn hereinbrechen. Dabei sollten sie aber ja nicht denken, daß er für ihre Angelegenheiten kein Herz habe, er werde im Gegentheile für die bedrückten Liven und Letten beim Bischof einschreiten, sie in ihren Rechten zu schirmen und zu erhalten streben und glaube ihnen für den vorliegenden Fall mit Sicherheit voraussagen zu dürfen, daß ihnen Genugthuung verschafft und zudem die Leistungen, die sie als Christen der Kirche zu entrichten hätten, gemildert werden würden. Taub blieben aber die Ohren der Erzürnten für die milden versöhnlichen Worte ihres greisen Fürsten, sie nahmen keine Rücksicht auf seine Warnungen und verschworen sich noch enger gegen die deutschen Zwingherren; auch das Christenthum selbst gedachten sie zusammen mit den christlichen Bedrückern aus dem Lande zu treiben. Bei diesen gefahrdrohenden Anzeichen zogen sich der Bischof und seine Ritter in ihre Burgen zurück und hatten von da aus ein scharfes Auge auf die Unternehmungen der Aufständigen. Die Letten von Sattesele (im Sigundschen) waren die ersten, die sich zum Kampfe versammelten. Sie schickten Abgesandte nach allen Seiten, nach Lenewarde und Holme, nach Thoreida und Antine, um ihre Volksgenossen zum Kriege zu rufen. Der Ruf fand überall willige Aufnahme und die Liven und Letten begannen ihre Burgen mit Fleiß auszubessern und zu besetzen, um ihre Ernten dort hineinzuschaffen und sich dann selbst zum Streit erheben zu können. Das sahen die Deutschen und suchten dem wo möglich zuvorzukommen. Der Voigt Daniel von Lenewarde benutzte die einstweilige Unthätigkeit der umwohnenden

Liven, um ihre Aeltesten gefangen zu setzen und ihre Burg zu verbrennen. Ein Gleiches thaten die Rigischen in Kirchholm. Hier waren die Liven seit längerer Zeit im Besiz des ihnen vom Bischof Meinhard erbauten Schlosses. Selbiges Schloß trug über den Mauerwänden einen hölzernen Oberbau, welchen die Deutschen jetzt herunterbrannten und nichts übrig ließen, als das halbzerrümmerte, rauchgeschwärzte Mauerwerk. In Treiden thaten sie ein Gleiches. Ein Trupp kühner rigischer Abenteurer begab sich heimlich an die Ufer der Na und benutzte eine finstere Nacht, um sich an die Treidensche Burg heranzustehlen und sie an allen Ecken anzuzünden, während Alles ringsum in tiefem Schlafe lag. Jetzt war es den Liven absolut unmöglich, den beabsichtigten Kampf aufzunehmen, da ihre bedeutendsten Zufluchtsstätten ein Raub der Flammen geworden waren. Die von Sattesele hatten aber größere Vorsicht gezeigt, als ihre Brüder, und sich schon bei Zeiten in ihre Burgen zurückgezogen, daher waren sie nun auch die Einzigen, die an einen Kampf denken konnten. Das Schloß Segewold war eben erst erbaut worden und die darinliegende Besatzung nicht sehr bedeutend. Hierauf richteten die Liven ihr Augenmerk. Sie zogen vor das Schloß, lagerten sich daselbst, lauerten den Burgleuten auf, überfielen und tödteten mehrere. Hierüber erzürmten die Ordensritter, welche sich in Segewold befanden, machten einen Ausfall, schlugen einen Theil der Liven in die Flucht und richteten ein großes Blutbad unter ihnen an. Sie wagten sich aber dabei zu weit vom Schlosse fort, wurden von den übrigen Livenhaufen abgeschnitten und so heftig angefallen, daß die meisten von ihnen ihr Leben einbüßten und es nur sehr wenigen gelang, das Schloß wieder zu erreichen. Dadurch verlor aber die Schloßbesatzung ihren Muth nicht und es wurde mehrere Tage von und an der Mauer hartnäckig gekämpft. Der Bischof erhielt hiervon Kunde und schickte einen Boten zu den Auführern, um Unterhandlungen einzuleiten und den Grund ihres Ungehorsams näher zu erfahren. Mehrere Liven machten sich nun nach Riga zum Bischof auf und brachten schwere Klagen vor gegen

die Ordensbrüder, die ihnen ihre Aecker, ihre Wiesen, ihre Bienenstöcke und ihr wenig baares Geld mit Gewalt entrißen hätten. Albert versprach die Sache zu untersuchen und entsandte den Priester Mlobrand, der sie getauft hatte, zu ihnen in Begleitung mehrerer anderer, versöhnlich gesinnter Männer, und als diese nichts ausrichten konnten, begab er sich selbst nach Thoreida, indem er seinen Freund, den milden und sanften Bischof Philipp von Rageburg mit sich nahm. Er entbot beide Theile, Liven und Ordensritter vor seinen Richterstuhl. Albert mit seinen Deutschen befand sich an der einen Seite der Na, die Liven an der andern, sämmtlich bewaffnet und sich in bittere Klagen ergießend über die Härte der Schwertbrüder. Der Bischof hörte ihnen geduldig zu und versprach ihnen vollkommenen Ersatz für Alles, so ihnen unrechtmäßigerweise entzogen worden sei, für ihr eigenmächtiges Verfahren aber, für ihre Empörung und das dadurch verursachte Blutvergießen müßten sie sich den zu verhängenden Strafleistungen unterziehen und vor allen Dingen mehrere ihrer Knaben als Geiseln stellen, damit man gegen ihre Untreue gesichert sein könne und nicht fürchten müsse, demnächst wiederum von ihnen überfallen zu werden. Das gefiel den meisten Liven sehr übel, sie hielten sich zu keiner derartigen Leistung verpflichtet und wollten von solchem Frieden nichts wissen, der sie ihrer Kinder beraube, so daß Bischof Albert äußerst unmuthig aufbrach und nach Riga zurückkehrte. Die versöhnlichere Partei der Liven sah aber das Unglück voraus, das jetzt nothwendigerweise über sie hereinbrechen mußte, sie schickten dem Bischof unter der Hand einen Boten nach und ließen ihn angelegentlich bitten, die Versöhnungsversuche doch nicht so bald aufzugeben und den milden Bischof Philipp nach Segewold zurückkehren zu lassen, denn es sei nicht unmöglich, durch freundliches Zureden ihre Stammesgenossen zu einem billigen Vergleiche zu bewegen. Auf solche Aufforderung kam Bischof Philipp an die Na zurück, mit ihm der Bruder Bischof Alberts, Dietrich, und ein alter Propst Namens Johannes. Auch Gaupe, dem das Schicksal seiner Brüder nahe am Herzen lag, schloß sich

ihnen an, um auch seinerseits, so viel als möglich, zum Frieden zu rathen. Der kleine Zug kam nach Segewold, machte vor dem Schlosse Halt und lud die Liven zu erneuten Verhandlungen ein. Diese waren dazu bereit, man sprach hin und her und schon begann sich der große Haufe der Eingebornen verföhllicher zu zeigen, als plötzlich im Rücken des Livenheeres sich ein Geschrei erhob, daß die Ordensbrüder in ihr Gebiet eingefallen seien und es von Grund aus verwüsteten. Es war das weiter nichts, als eine Kriegslist, von den erbittertsten Feinden der Deutschen erfunden, um mit einem Schlage alle Friedensgedanken ihren Brüdern aus dem Sinne zu bringen. Wilder Lärm und wüstes Geschrei erhoben sich an allen Enden; die vermittelnden Deutschen, zu denen sich unterdessen auch der Schloßvoigt Bernhard mit mehreren Knechten gesellt hatte, wurden ergriffen, ins livische Lager geschleppt, gemißhandelt und in strenger Haft gehalten. Bischof Philipp allein entging dem Schicksal seiner Brüder durch Vermittlung seines Dollmetschers Heinrich (der Lette genannt) und verlangte, nachdem die Liven sich der Grundlosigkeit des Geschreies überzeugt hatten und das Lärmen etwas schwächer geworden war, die sofortige Auslieferung seiner Genossen, indem er für den Weigerungsfall scharfe Drohungen hinzufügte, denn auch diese so verföhlliche Natur hatte das heimtückische Verfahren der Aufrührer zum Zorne gereizt. Die Liven willfahrten seinem Verlangen und benahmen sich, im Bewußtsein ihres Unrechts, überhaupt äußerst zuthunlich und freundlich, waren auch, als Bischof Philipp sie ernstlich ermahnte, zum Gehorsam und zur Treue gegen das Christenthum und den christlichen Gottesdienst zurückzukehren, mit viel demüthigen Worten und Geberden zur Hand; als aber der Bischof das Verlangen aussprach, sie möchten zwei oder drei ihrer Knaben als Geiseln stellen, da weigerten sie sich deß hartnäckig und der friedliebende Mann sah sich endlich genöthigt, unverrichteter Sache nach Riga zurückzukehren und die Entscheidung des Zwistes den Waffen zu überlassen. Es war ein blutiger Kampf, der nunmehr ausbrach und am heftigsten tobte er um die Dabrelsfeste, in

welche sich die erbitterten Liven zurückgezogen hatten. Sie wurde von dem Heere des Bischofs hart belagert aber ohne Erfolg, bis endlich die Deutschen sich dazu entschlossen, den Burgfelsen zu unterminiren. Im Angesicht dieser drohenden Gefahr beschloffen die Belagerten endlich um Frieden zu bitten, der ihnen denn auch gewährt wurde, wobei Bischof Albrecht aus besonderer Rücksicht dem rigischen Heere jegliche Plünderung streng untersagte. Zur Strafe für ihren Abfall wurde den Liven von Thoreida die Verpflichtung auferlegt, fortan von all ihren Ernten der Kirche alljährlich den Zehnten zu zahlen, während die übrigen Liven, die an dem Kriege gegen den Bischof nicht Theil genommen hatten, eine weit geringere Abgabe entrichteten.

Fünf Jahre lang erfahren wir nichts mehr von Gauyo; Krieg um Krieg fuhr dahin über unser unglückliches Land, ein Blutvergießen folgte dem andern, der greise Häuptling aber baute friedlich seinen Acker und wenn er sich auch von Zeit zu Zeit den Schaaren des Bischofs anschloß, so trat er doch in keinem der Kämpfe dieser Zeit als eine Hauptperson in den Vordergrund. Noch ein Mal sollte es geschehen — auf dem Wege zum Tode! — Nach langwierigen Kämpfen wollte Bischof Albert dem erschöpften Lande auch des Friedens Segnungen bieten und schickte daher Abgesandte zu den Esten sowol als zu den Russen 1217, um ihnen ein dauerndes Bündniß anzutragen. Er erhielt ablehnenden Bescheid, sah neue Kriegeswolken sich zusammenziehen über sein entkräftetes Bisthum und beeilte sich, noch bei Zeiten aus Deutschland Hilfe zu holen. Es gelang ihm auch, den mächtigen Grafen Albert von Lauenburg mit vielen andern Rittern und Edlen zu einem Zuge nach Livland zu bewegen. Mit ihnen zusammen kehrte er nach Riga zurück und gerade noch zur rechten Zeit, denn die Esten hatten inzwischen mit Wladimir von Nowgorod ein Bündniß gegen ihn geschlossen und sich in großen Haufen zu einem Heereszuge an den Ufern der Pala im saccalanischen Gebiete gesammelt. Es war ein mächtiges Heer, zu dem alle ehthnischen Bezirke ihr Contingent gestellt hatten, da gab's Leute aus Kotalien, aus Harrien, Bierland,

Kemele, Jerwen und Saccala. Noch zögerten sie an der Pala in der Hoffnung, daß Bladimir mit seinen Schaaren des baldigsten anlangen werde, die Rigischen aber, als sie davon Kunde erhielten, beeilten sich den Russen zuvorzukommen und ihre ehestmischen Feinde allein anzugreifen. Die ganze wehrfähige Mannschaft der Deutschen war hiezu aufgeboten, denn es galt harten Kampf gegen einen kräftigen, erbitterten Feind. An der Spitze des Heeres standen neben dem Ordensmeister Wolquin die beiden Grafen Albert von Lauenburg und Bernhard von Lippe (zur Zeit Abt von Dünamünde). Die Stunde der Gefahr hatte auch Gauvo auf den Wahlplatz gerufen, mit einer bedeutenden Schaar Liven und Letten kam der alte Fürst heran, um seinen Herrn und Freund, den Bischof Albrecht, mit aller Kraft zu schützen; das vereinte Heer betrug jetzt an 3000 Mann. Sie brachen nach Saccala auf und zwar in musterhafter Ordnung, konnte man doch vor einem Ueberfalle, zumal in den düstern Wäldern der Ymer, nie sicher sein. Die Deutschen bildeten den mittlern Kern des Heeres, zur Rechten hatten sie die Liven, zur Linken die Letten. Kühne Streifzügler fingen in den benachbarten Ehstendorfschaften etliche Bewohner derselben und erfuhren von ihnen sowol die Zahl des feindlichen Heeres als auch seine rasche Annäherung. Das mahnte nur zu noch größerer Vorsicht auf dem weitem Zuge und ungefährdet langten die Verbündeten bei dem Schlosse Jellin an, blieben daselbst zur Nacht und zogen dann, nachdem sie am folgenden Morgen in der Schloßkirche die heilige Messe abgehalten, dem Feinde wohlgenuth entgegen (am Tage Matthäi des Apostels, den 21. September 1217). Die Ehsten hatten sich bei der Kunde vom Herannahen des Christenheeres seitwärts in das Dunkel der Wälder geworfen, brachen aus denselben plötzlich hervor und stürzten sich auf die vorbeiziehenden Feinde. Der Vortheil eines Ueberfalls ging ihnen aber verloren, denn das Heer der Christen befand sich im Augenblicke des Angriffs in musterhafter Schlachtordnung. Ein wüthender Kampf entbrannte, am heftigsten aber im Mitteltreffen, denn hier standen

den Ordensrittern die tapfersten und auserlesensten Männer des Ehstentammes gegenüber. Doch vergebens waren ihre Anstrengungen, unaufhaltsam drangen die Deutschen zu Pferde und zu Fuß in ihre dichtgedrängten Schaaren, eine blutgetränkte Bahn hieben sie sich in das Herz des feindlichen Heeres und entfetzt stoben die Ehsten nach allen Seiten auseinander, Zuflucht suchend in den umliegenden Wäldern. Die Letten hatten unterdeß auf dem linken Flügel einen schweren Stand gehabt, denn es kämpfte ihnen gegenüber der löwenmuthige Lambit mit den Ehsten von Bilkende, und Lambit hatte Rache zu nehmen für so viele Drangsale, die ihm die Letten bei ihren Raubzügen nach Saccala angethan. Auf beiden Seiten gab's viele Todte und Verwundete, unentschieden schwankte der Kampf hin und her, — da sahen die Saccalaner ihre Brüder vor den Deutschen fliehen und es war das für sie Losung zu einem gleichen Verfahren. Die Flucht war grauenhaft, erbarmungslos wütheten die Letten unter den Fliehenden und megelten Alles nieder, was in den Bereich ihrer Waffen kam; die tapfersten Häuptlinge der Ehsten, Lambit, Wottele, Maniwalde fanden auf der Flucht unrühmlichen Tod. — Anders gestaltete sich der Kampf auf dem rechten Flügel. Hier wurden die Liven durch die Speerwürfe der ihnen gegenüberstehenden Feinde so hart bedrängt, daß sie sich zu den im Mitteltreffen befindlichen Deutschen zurückziehen mußten und denselben hierauf in der Verfolgung ihrer Gegner hilfreiche Hand leisteten. Diejenigen Ehsten aber, die soeben mit den vor ihnen zurückweichenden Liven gekämpft hatten, machten Angriffe auf etliche vereinzelte Deutsche, welche hinter ihrer Heeresabtheilung zurückgeblieben waren. Diese wehrten sich männlich, erhielten bald Hilfe von ihren Brüdern und schlugen auch diesen letzten Rest des Ehstentammes in die Flucht. Die Wälder und Moräste an der Pala boten den Flüchtlingen keinen sichern Schutz, denn die siegreichen Liven und Letten folgten ihnen auf dem Fuße nach bis in die finstersten Einöden und hieben sie einzeln nieder. Nur Wenige entgingen dem gräßlichen Morden.

Wir sahen Gauvo mit in die Schlacht gehen, — befand er sich auch unter den Jubelnden am Abende des sieggekürzten Tages? Wohl, auch er freute sich des Sieges der Seinen, aber nicht bei der Beuteheilung oder beim fröhlichen Schmause, sondern auf dem Todeslager im Kreise trauernder Freunde. Durch drei Wunden entkräftet hatte er dennoch wacker gestritten, da traf eine ehstnische Lanze den greisen Helden durch und durch, todeswund trugen ihn die Seinen aus dem Kampfgetümmel, aber freudig strahlte seine Miene auch im Angesichte des Todes: sein Volk hatte gesiegt, sein Freund und Glaubensbruder, der Bischof, war gerettet! Nur ein Schmerz trübte seine letzten Augenblicke, daß er der Gnade nicht gewürdigt worden sei, an eben so viel Wunden zu sterben, als sein Herr und Erlöser Jesus Christus, an fünf, — es war ja seine Todeswunde erst die vierte gewesen, die er an jenem Tage empfangen. Offen und frei bekannte er sich noch ein Mal in Gegenwart Aller, die um sein Sterbelager herum standen, zu Christo, seinem Heiland, empfing das heilige Abendmahl und entschlief dann in selbigem Vertrauen auf dieses Heilandes Gnade. Einen Theil seiner Güter vermachte er nach der Sitte jener Zeit den neuerdings unter seinem Volke gegründeten Kirchen, den andern erhielt eine liebe Tochter, welche von Bischof Albrecht selbst getauft war und den Namen Hedwig trug. Sie war das einzige Kind, welches den alten Vater noch überlebte, in dieser Tochter sollte aber der Glanz seines mit ihm erloschenen fürstlichen Hauses neu erstehen, denn sie wurde nachmals an den Ritter Johann Ungern verheirathet und dadurch die Stammutter des noch jetzt blühenden Ungernschen Hauses. Der Tod des greisen Fürsten erregte hohe Theilnahme unter Hoch und Gering im ganzen Christenheer. Auf Anordnung der beiden Grafen Albert und Bernhard ward allgemeine Heeresträuer gehalten, der Leib des gefeierten Greises verbrannt, die Gebeine aber nach Cubbesele gebracht und in dem dortigen Gotteshause, in welchem er so oft sich in herzlichster Andacht zu seinem Gott gewandt, beigesetzt. — Viele Jahrhunderte sind seitdem dahingeschwunden,

und haben ihren Einfluß geltend gemacht auch an Livlands Gefilden, Cubbesele steht nicht mehr auf dem hohen Ufer der Na und kein Stein bezeichnet die Stätte, da des einst so mächtigen Livensfürsten Gebeine ruhen, aber über diesem Grabe schwebt ein Bild, ein ernstes, männliches, erhabenes Bild aus grauer Vorzeit, ein Bild, mahnend an Liebe und Treue, an Standhaftigkeit und Ausdauer im Dienst der guten Sache und jeder wahrhafte Sohn Livlands, er schaut nicht gleichgültig hin auf dieses Bild, sondern läßt sich durch dasselbe weisen zu gleich edler Bestimmung und zu gleich mannhafter That!
J. D.

3.

T r e i d e n .

Still blickt von steilen Bergeshöhen die alte Burg ins Thal hinab,
In Trümmer sank die alte Schöne, Thoreidas Helden deckt
das Grab.

Wo seid ihr hin, ihr Ruhmestage, wo ist der Glanz der alten Zeit?
Wo sind die hellumstrahlten Zinnen, wo Deiner Ritter Herrlichkeit?
Noch strömt die Na im alten Bette, durch ihre Eichen rauscht
der Wind,

Sie wundert sich der Grabesstille und flüchtet in das Meer geschwind.
Es spiegelt sich in ihren Fluthen ein wehmuthvolles Trümmerbild,
Geschwunden ist das rege Leben, das einst dies schöne Thal erfüllt.
Der Landmann zieht dort seine Furche, wo seiner Väter Asche ruht:
Es blüht die Saat, den Acker fruchtet der Ahnen hier vergoss'nes Blut!
Das Bächlein aus der Höhle Tiefen durchrieselt still die Wiesenflur,
An seines Wassers Ufer tönet des Knaben Hirtenliedchen nur.
Denkst, Bächlein, noch der wilden Tage, da rings um Deinen
gras'gen Rand

Die Waffen klirren, Rösse stampfen, der Krieger festes Lager stand?
Ihr schönen, grünen Ruhmesberge, was seid ihr doch so stumm
und todt!

Es neigen weinend ihre Wipfel die Eichen dort im Abendroth.
Das Echo schweigt, tönt nicht mehr wieder der Männer kräftig
Schlachtenlied,

Kein Fahrzeug wiegt des Thales Welle, die murmelnd einsam
weiter zieht. —

Und Segewold, die stolze Feste, sie winkt so klagend ihren Gruß
Hinüber nach Thoreidas Bergen, hinab zum stillen, blauen Fluß.
Auch ihre Mauern sind gefallen, die Zinnen liegen nun im Staub,
Es schimmern öde Trümmerbogen herüber durch das dichte Laub;
Noch ragt ein rothes Kreuz am Thore, der Schwertgebrüder
Ordenszier,

Doch in den öden, wüsten Hallen hat jetzt die Gule ihr Revier. —
Auch so im ernstern Trauerkleide, den Kranz zerzaust von Sturm
und Wind,

Bist Du noch schön, ja schön, Thoreida, Livonias holdes, lieb-
stes Kind!

Noch grünen lieblich Deine Berge, die Rose schmückt die Felsenwand,
Noch wogen herrlich reiche Saaten an Deines Wassers weißem Rand;
Noch strahlt in röthlich-goldnem Lichte die Trümmerburg von
Deinen Höh'n,

Hochragend in die blauen Lüfte steht man die alten Ulmen seh'n.
In rothen, grünen, weißen Farben ist Dir ein schönes Kleid gewebt,
Es ist der Geist von Livlands Helden, der Deine Fluren noch
belebt! —

Sieh, Treidens Thurm im rothen Scheine, er trägt so ernst den
Trümmerkranz;

Es sind verstört die hohen Räume, dahin der Zinnen goldner Glanz:
Doch zwischen längst bemoosten Steinen, hoch auf des Thurmes
Schutt und Staub

Erhebt sich eine junge Birke mit hellem Stamm und grünem Laub;
Die Lebenskraft, die Dir geblieben, Ruine alter Herrlichkeit,
Leihst du dem Baum, den du getrieben: die alte nährt die neue Zeit!
Der Väter Stolz, er ist geschwunden, sie ruhen jetzt von ihrer Müh',

Doch in der Kinder sel'gem Frieden erstehen froh von neuem sie;
Es keimt aus ihren Grabesstätten ein lieblich Leben jung empor,
Es sprießen aus der Väter Thaten nur neue, schönere hervor.
Bald wird die letzte Wand zerfallen von Livlands Burgen stolz
und hoch,

Doch in viel edler Söhne Herzen, da lebt die alte Stärke noch;
Ein Bruderbund und eine Liebe, ein Sinn im ganzen ein'gen Land:
Dazu, Livonias wahre Söhne, dazu reicht Euch die Bruderhand!

J. D.

4.

Bestattungsgebräuche der alten Letten und der aus ihnen sich ergebende Glaube an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode.

In den vorangehenden Blättern ward dem Leser ein Blick
eröffnet in die ersten Zeiten der Bekehrung Livlands, wenden wir
uns nun in der vorliegenden Darstellung zu den Sitten und
Gebräuchen des daselbst wohnenden Lettenvolkes und führen uns
dieselben in der Gestalt vor, wie sie sowol den ersten christlichen
Bekehrern entgegengetreten waren, als auch in spätern Jahrhun-
derten inmitten des längst bekehrten Volkes sich vorfanden. Schon
die Sprache dieses Volkes, wenn wir deren Geschichte auch nur
an den dünnen und schwachen Fäden hinaufbegleiten, welche uns
die Jahrhunderte noch gelassen haben, führt uns bei genauerer
Betrachtung zurück zu jener Wiege des menschlichen Geschlechts,
von wo die ersten Erdbewohner sich loslösend nach allen Ge-
genden hin wanderten, sie weist uns, wie fast keine europäische
Sprache, mit deutlichem Finger sogar bis an die Ufer des Ganges
und liefert so eins der wichtigsten Beweismittel, um die Verwandt-

schaft der europäischen mit den hochasiatischen Völkern darzulegen. Aber auch die Sitten und Bräuche des Lettenstammes werfen so manches Licht auf die Geschichte und den Gang der allmäligen Bevölkerung eines Theiles von Europa; werden doch Sitten und Bräuche von einem jeden Volke nächst der Sprache am hartnäckigsten festgehalten. Beide, Sprache und Sitten, können wol Einflüsse von außen, durch erobernde Nachbarn, erleiden: nie aber läßt ein Volk, und mag es auch noch so wenig Nationalbewußtsein in sich tragen, dieser seiner heiligen Horte sich gänzlich berauben.

Wie wichtig aber nun die sorgfältige Betrachtung und Untersuchung solcher Bräuche ist, wird am deutlichsten hervorleuchten, wenn ich hier eine Art derselben heraushebe, die aufs innigste zusammenhängt mit den religiösen Vorstellungen nicht nur der Letten, sondern eines jeglichen Volkes, ich meine nämlich die Bestattungsgebräuche. Denn nichts liegt klarer auf der Hand, als daß die Art, wie eine Nation ihre Todten bestattet, in Zusammenhang und in Uebereinstimmung stehe mit ihrem Glauben an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode. Und kein Volk ist bis jetzt aufgewiesen worden, welches, wie die heutigen Materialisten, eine solche Fortdauer in Abrede stellte; denn der Schöpfer hat uns Allen diese Hoffnung tiefer eingepflanzt, als daß sie sich mit dem Secirmesser entfernen ließe.

Welche Begriffe hatten denn nun die heidnischen Letten vom Leben des Menschen nach dem Tode? Eine Antwort auf diese Frage ist uns leider nicht überliefert worden, wir würden sie uns aber leicht geben können, hätten wir nur gründliche Berichte über die Bestattung ihrer Todten und hätten wir sie aus recht früher Zeit: beides ist nicht der Fall, und doch haben wir glücklicherweise noch mehr überliefert bekommen, als bei andern derartigen Völkern, die nicht gerade zu den Culturvölkern gehören. — Aus der obigen Abhandlung über den Livenfürsten Gauvo ist uns deutlich geworden, wie leicht und oberflächlich die ersten Glaubensboten die livischen und lettischen Heiden bekehrten, wie sie das „glauben“ und „getauft werden“, welches Christus der Herr so

nachdrücklich als die Hauptbedingungen zum Seligwerden betont, so in ganz anderem, flacheren Sinne auffaßten, als unser Meister und Herr es meinte. Ihnen kam es nicht darauf an, daß der Befehrte seiner alten Denk- und Glaubensweise sich begeben und einen neuen Wandel beginne: ihnen genügte, daß einer den Glauben, das heißt das apostolische Glaubensbekenntniß hersagte, ja, auch dieses forderten sie nicht in allen Fällen und verrichteten die Taufe an Leuten, die von der Bedeutung derselben nichts wußten. Das ist natürlich die leichteste Art, Heiden massenweise zu bekehren, und gewiß die sicherste, wenn man, wie die Häupter der römischen Kirche, nur darauf ausgeht, die statistischen Tabellen der Christenheit auszufüllen, um recht viel Geld zu bekommen. Allein diese Art ist eine schlimme, sie fördert die Kraft der christlichen Kirche wenig und frommt ihr nichts. — Solche Früchte zeigten sich auch bald bei den Letten. Sie hatten ein Scheinchristenthum statt des lebendigen Glaubens angenommen und warfen es bei erster Gelegenheit von sich, oder wenn sie es beibehielten, so diente es ihnen nur zur Maske, womit sie ihr Leben retteten oder Hab und Gut vergrößerten, um dahinter desto ungeförter den alten Göttern zu dienen, deren Verehrung auf diese Weise einen viel größeren Reiz hatte, als früher. So fristete denn das lettische Heidenthum noch lange Zeit sein Dasein; seine unverletzten Keime entfalteten sich aufs neue unter der sonniglichen Wärme jener Glaubensmaske und gestalteten sich unter ihren Eindrücken zu neuen, eigenthümlichen Blüten und Früchten des Aberglaubens. Natürlich rächte sich das Alles, die Schäden mußten der Kirche bald offenbar werden und wenn sich die katholische Kirche des Mittelalters vielleicht weniger darum kümmerte, als nothwendig gewesen wäre, so war es doch eine Hauptaufgabe für die lutherische Kirche, einen Vertilgungskrieg zu führen gegen dieses heidnische Unkraut. All diesen Verhältnissen verdanken wir mehrere schätzbare Darstellungen lettischer Sitten und Bräuche aus älterer Zeit: Darstellungen, die gewiß in allen ihren Zügen auf genauer Beobachtung beruhen,

weil es ja hauptsächlich darauf ankam, den lettischen Seelsorgern die Grundübel ihrer Gemeinden zu entblößen und ihnen auf diese Weise eine Richtschnur in die Hand zu geben, damit sie verbessern könnten an dem Baue, was einst die Baumeister am Fundament verdorben hatten. Indes bleiben diese Beobachtungen, so werthvoll sie sind, nicht ohne Mängel; abgesehen von dem Zwecke, den sie hatten und der fast bei jeder Zeile durchblickt, sind sie zu jung; sie hätten viel früher angestellt werden müssen und noch genauer, um für uns echten Werth zu haben.

Aber begnügen wir uns mit dem Vorhandenen und machen wir uns an unsere Aufgabe. Der Weg, den wir bei ihrer Lösung einzuschlagen haben, ist uns durch die Verhältnisse gezeichnet: wir müssen suchen, aus den Bestattungsgebräuchen den Unsterblichkeitsglauben der Letten zu abstrahiren.

Sterben war noch den spätern Letten, wie uns einer jener geistlichen Beobachter berichtet, nicht ein Schreckniß des Todes, sondern eine Wohlthat, um welche die Verwandten und Bekannten den Dahingeshiedenen beneideten und ihn beglückwünschten, daß er nun befreit sei von der herzlosen Sklaverei und dem drückenden Joch, womit die grausamen Deutschen ihn in seinem Leben geplagt hätten. Sobald aber ein Lette starb, wurde er mit dem Gewande, welches er im Leben getragen, der Mann mit Mannskleidern, das Weib mit Weiberkleidern angethan, die in ältester Zeit aus Lindenbast gemacht waren. Der so angekleidete Leichnam wurde dann auf einen Sessel an den Tisch gesetzt, wie ein lebendiger Mensch, die andern Hausgenossen, Verwandten und Bekannten setzten sich ebenfalls hinzu und indem sie so den Todten noch ein Mal in ihre Mitte nahmen, tranken und schmauseten sie tüchtig. War dieses vorbei, so begannen die Wehklagen über den Verstorbenen, wie uns erzählt wird, etwa in folgender Weise: „Weh uns, warum bist du verblichen? Gebrauch dir's denn an Essen und Trinken? Gebrauch dir's an Weib und Kind, an Schafen, Rindern, Pferden, Hühnern und Gänsen?“ So erhöhen sie die Klage und zählen Alles der Reihe nach auf, was dem Verbli-

chenen im Leben zu Gebote stand, und wiederholen bei jedem einzelnen dieser Genüsse und Besitze die Worte: „Weh, warum starbst du denn, da du dies Alles besaßest?“ — Aus den Worten des Menecius*), der uns dieses erzählt, geht nicht mit Bestimmtheit hervor, ob selbige Klagen in Versen bestanden oder nicht. Das erstere gewinnt größere Wahrscheinlichkeit durch Vergleichung mit den Todtenklagen anderer Völker. Es waren wohl Todtengesänge in strophischer Gliederung mit einem Refrain. In den Strophen wurden der Reihe nach die genugsreichen Besitzthümer des Verstorbenen hervorgehoben und im Refrain immer die Frage angeknüpft, warum der Verstorbene bei solchem Glücke dahingeschieden sei? Nur so hat die Art, wie Menecius erzählt, einen Sinn und läßt sich in Zusammenhang bringen mit sonstigen Todtenklagen. So waren und sind sie beschaffen bei den Indiern, heute noch wie zur Zeit Alexanders des Großen, so bei den Aegyptern, Germanen, Lateinern, Griechen u. s. w., fast bei allen indoeuropäischen Nationen. Nicht unähnlich ist die Klage Davids um Saul und Jonathan, wie sie uns 2. Sam. 1, 17—27 überliefert worden ist, wo auch immer ein epischer Theil in den Strophen sich findet, ein Lob ihrer Heldenthaten, an das sich ein Refrain knüpft: „Wie sind die Helden gefallen?“ Alle diese Klaggelänge, mögen sie nun heißen Threnen, Kenien oder wie sie wollen, sind eine Mischung von Epik und Lyrik, die Strophen enthalten das epische, der Refrain das lyrische Element — so ganz nach Art echter Volkslieder.

In ältester Zeit nun verbrannten auch die Letten ihre Todten, wie andere Völker; man trug Scheu davor, den Leichnam eines Menschen, der etwas Unreines war, so ohne Weiteres der Erde anheim zu geben und sie durch Verunreinigung zu beleidigen, darum verbrannte man die Leichen, löste den Leib des Menschen in seine Bestandtheile auf und gab so jedem Element, was das Seine war. Allein dieses Verbrennen geschah, wie gesagt, nur in

*) Menecius, ein polnischer Edelmann, seit 1517 Pfarrer in Preußen, hat Einiges über den Aberglauben der alten Preußen und Litvänder geschrieben.

alter Zeit, später hörte es auf und wurde mit Begräbniß vertauscht. Ob nun freilich die Letten ihre Todten in Särgen begruben, ist nicht ausdrücklich überliefert, darf aber kaum bezweifelt werden; sie mochten es von den Germanen oder Slaven erlernt haben, die Gestorbenen in Särgen zu bestatten. — In den Sarg hinein legte man nun allerlei Geräthe, deren sich der Verstorbene in seinem Leben bedient hatte; dem Weibe gab man Nadel und Zwirn, dem Manne Lindenbast oder des etwas und zwar wickelte man solches um den Hals der Leichen. Manche legten dazu auch Geschmeide, Gold und Edelsteine, damit es der hinüberfahrenden Seele an keinerlei Bedürfniß fehlen möge, die ihr im irdischen Leben zu Gebote gestanden. Nachdem nun der Leichnam eingefargt und mit allem Nöthigen versorgt worden war, wurde der Sarg auf einen Wagen geladen und hinaus aufs freie Feld geführt, denn die Letten begruben ihre Todten am liebsten auf freiem Felde oder auch im Walde und noch im 17. Jahrhundert klagt (Einhorn*) darüber, daß sie dieselben nicht zum Kirchhof brächten. Hinter dem Leichenwagen folgte dann der Zug der Trauernden, die mehrsten zu Pferd, einige auch zu Fuß. Diese Begleiter zückten ihre Schwerter, hieben damit durch die Luft und schrien fortwährend: „Entfliehet, entfliehet ihr Geister!“ Vornehmere und Reichere wurden mit Musik und Gesang begleitet, wie denn auch in Indien der Verstorbene unter Absingen von Hymnen und Gebeten auf die Brandstätte getragen wurde. Draußen angekommen, wurde der Sarg ins Grab gelassen, man setzte Speise und Trank, Brod und eine Kanne Bieres zu Häupten des Leichnams und überschüttete das Ganze mit Erde. — Folgendes war die Art ihrer Trauer: Die Frau saß oder lag früh und spät, zu Sonnenauf- und untergang auf dem Grabe ihres Ehemannes und trauerte dreißig Tage. Die Verwandten aber feierten die Trauer mit Todtenmählern am dritten, sechsten, neun-

*) Paul Einhorn, Fürstlich-Curländischer Superintendent hat in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts drei Schriften geschrieben über die alten heidnischen Vorstellungen und Gebräuche der Letten.

ten und vierzigsten Tage nach dem Leihengange. Ein solches Mahl bestand aus zwei Theilen. Erst setzten sie sich an den Tisch, ohne irgend ein Wort zu sprechen und ohne ein Messer zu gebrauchen. Zwei Weiber bedienten die stummen Gäste, wiederum ohne Messer. Einzelne warfen Stücke Fleisch unter den Tisch, um nach ihrer Meinung die Seelen zu speisen und gossen Trank gleichfalls herunter. Fiel etwas von ungefähr auf die Erde, so hoben sie es nicht auf, sondern überließen das auch den Seelen. Dabei glaubten sie, daß auch andere Seelen aus freien Stücken zu dem Mahle hinzukämen, ohne weder von Freunden noch Verwandten eingeführt worden zu sein. Nach allen diesen Vorbereitungen erhob sich der Opferpriester und reinigte das Haus; den Schutt warf er hinaus, in der Meinung, damit auch die Geister hinauszuerwerfen und rief ihnen dabei folgende Worte zu: Ihr habt gegessen und getrunken, liebe Seelen, geht nun hinaus, geht hinaus! Hierauf begann der eigentliche Schmaus und das Gelage, wobei die Weiber den Männern zutranken und diese wieder jenen unter wechselseitigem Küssen.

So viel oder so wenig wissen wir und ist uns überliefert worden über die lettischen Begräbnißgebräuche. Die Hauptsache, auf die wir kommen möchten, den Glauben der Letten in Beziehung auf die Fortdauer der Seele, den kennen wir nicht unmittelbar, wir dürfen darüber nur vermuthen und nach Wahrscheinlichkeit unsere Schlüsse ziehen. Nach obiger Schilderung kann es freilich als ausgemacht gelten, daß auch die Letten an eine Fortdauer des Menschen glaubten; es scheint, als ob der Tod ihnen nicht sowohl Verderben als vielmehr Uebergang zu einem andern Leben war. Wenn man die Todesverachtung der Letten einzig daraus herleiten will, daß sie sich nach Befreiung von dem deutschen Joch sehnten, so hat das allerdings auch historischen Werth, dürfte sich jedoch nur aus viel zu später Zeit herschreiben, da ja erst seit Einwanderung der Deutschen eine solche Vorstellung Raum gewinnen konnte. Ich bin dagegen geneigt, diese Todesfreudigkeit der Letten als Ueberrest einer uralten Denk-

weise aufzufassen. Nicht als ob ich diese Erscheinung darauf gründen möchte, daß die Letten überzeugt gewesen seien von einer Rückkehr ihrer Seelen in einen menschlichen Leib, wie wir das bei Indern und Aegyptern und in älterer Zeit auch bei den Germanen als Glauben an die Seelenwanderung treffen, — für alles das haben wir, so viel mir bewußt ist, auch nicht die Spur von Ueberlieferung: — sondern ich möchte nach dem Gesamteindrucke, den ich von der Sache gewonnen habe, eher annehmen, als ob dieser Todesmuth seinen Grund gehabt habe in einer zuversichtlichen Hoffnung auf ein besseres Leben. Mit größerer Sicherheit ließe sich vielleicht darüber urtheilen, wenn einmal die lettischen Sagen und Märchen mit allem in ihnen enthaltenen Aberglauben dem forschenden Publikum vorgelegt werden könnten: diese gäben so manchen Wink, dem man dann getreulich folgen dürfte.

Wohin ging es denn mit der Seele, nachdem sie sich vom Leibe losgelöst hatte? Weitverbreitet unter den Völkern war der Glaube, daß die Dahingeshiedenen über ein trennendes Wasser fahren müßten; ja, er wurzelt so tief, dieser Glaube, daß wir noch heutzutage von einem „Jenseits“, daß die romanischen Völker desgleichen von einer „Ueberfahrt“ oder einem „Uebergang“ (trépas vom lateinischen transpassus) reden. In der Bretagne herrschte lange Zeit der Glaube, daß die Seelen der Verstorbenen über den Canal nach Britannien geführt würden. Darnach richteten sich denn auch in alter Zeit die Begräbnißgebräuche: man gab den Särgen Schiffsgestalt, oder begrub die Leichen gradezu in Schiffen, ohne Zweifel, damit sie, wenn sie an das Wasser kämen, gleich das Fahrzeug zur Hand hätten. In der Schweiz braucht man jetzt noch für „Sarg“ den Ausdruck: „Todtenbaum“; auch dies ist nicht ein leeres Wort, sondern es hat historischen Werth, man begrub wirklich Todte in ausgehöhlten Baumstämmen, wie sie zugleich als Schiffe gedient haben, oder anderwärts auch in Steinsärgen, welche die Form von Schiffen hatten. Solche schiffsförmige Särge fand man nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Baden, Württemberg, Hessen und in Scandinavien. —

Paul Einhorn giebt uns nur ein Mal einen leichten Wink, dem zufolge es nicht unwahrscheinlich ist, daß auch die Letten diesen Glauben hatten. Da, wo er nämlich über die Sorglosigkeit derselben um ihre Begräbnißorte spricht, meint er, der Lette achte es nicht, ob er nach dem Tode begraben werde oder nicht oder ob man ihn ins Wasser lege. Wirgt dieses scheinbar so leicht hingeworfene Wort nicht vielleicht einen tiefern, gewichtigen Sinn?

Von größerer Bedeutung für uns ist das Aussteuern der Leichen mit Kleidern, Geräthen, Schmuck, Speisen und Geld. Die Germanen verbrannten mit den Leichnamen ihrer Reichen und Edlen zugleich deren Pferde, ja nach Prokop auch ihre Dienerschaften und Gattinnen. Von mehreren alten Völkern wissen wir, daß sie ihren Todten Geld mitgaben und ihnen dasselbe entweder in den Mund oder in den Sarg neben sie legten. Bekannt ist der Brauch der Griechen, die dem Verstorbenen einen Obolus in den Mund thaten als Fährgeld für den stygischen Schiffmann Charon. Noch jetzt legen die Letten ihren Sterbenden Kopfen auf die Augen; sie geben als Grund an, damit sie die Augen schließen, viele von ihnen nehmen das Geld aber nicht weg, wenn die Augen bereits geschlossen sind, sondern legen es in den Sarg. Dieses Mitgeben der Münze kann wol kaum anders erklärt werden, denn als ein Ausstatten mit Fährgeld, wie dies ja auch noch in den deutschen Sagen durchschimmert. — Dort weckt eine Mönchsgestalt den schlafenden Schiffer, drückt ihm den Fährlohn in die Hand und zwingt ihn zur Ueberfahrt. — Das sind uralte heidnische Erinnerungen, die man anders gedeutet und geformt hat, um sie in der nüchternen Zeit nicht ganz untergehen zu lassen.

Wenn Einhorn behauptet, das Ausstatten der Todten mit Geräthen, Schmuck und dergleichen wurzle in einem besondern Gange der lettischen Nation zu zeitlichen Gütern, so thut er den Letten Unrecht, denn Germanen, Kelten, Hellenen und andere Völker thaten dasselbe. Wir verkennen die gute Absicht dieses Schriftstellers durchaus nicht, an seiner Stelle als Geistlicher hat er ganz Recht, den Aberglauben der lettischen Nation aufzuspüren

und zu geißeln, weil er mit dem Christenthum nicht in Einklang steht; — allein seine Erklärung ist der Sache nicht auf den Grund gekommen. Besitz war und ist allerdings das unerläßliche Bedürfniß eines freien Letten, den festen Grundbesitz konnte er aber ja nicht hinübernehmen ins Jenseits, wol aber einige bewegliche Habe, wenn seine religiöse Anschauungsweise ihm solches gebot. Darum gab man den Verstorbenen Geräthe mit und zwar beiden Geschlechtern besondere, und es kann zweifelhaft sein, ob bloß als Symbole ihres irdischen Handelns und Schaffens, oder auch als nothwendiges Bedürfniß und Werkzeug für das Thun und Treiben in jener Welt. Sie waren der Ansicht, man werde dort ebenso irdisch und natürlich leben, wie hier, man werde dort ebenso, wie hier, essen, trinken, schlafen, sich bekleiden und werde auch Nadel und Zwirn brauchen zur Verfertigung von Gewändern, auf daß man nicht nackt und bloß vor Gott dem Herrn, den heiligen Engeln und den andern Seelen einhergehen müsse. Vielleicht sollte, wie oben gesagt, das Mitgegebene auch nur ein Symbol sein der verschiedenen Thätigkeit beider Geschlechter in jener Welt, denn es gab einst eine Zeit, wo man anfing zu glauben, daß die Weiber an einen besondern Ort kommen würden, namentlich herrschte der Glaube an eine Trennung und Abstufung in der andern Welt bei den Germanen, als bei ihnen das Mitverbrennen der Wittwen und Gesinde aufgehört hatte. Dem freien Germanen waren die Vorstellungen der Ständerverschiedenheiten so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sie auch auf das Leben in jener Welt übertrug. Ihm mochte unbegreiflich sein, daß der freie Mann und der unfreie an denselben Ort kämen und ein und dasselbe übten und trieben. Darum gab er den Unfreien besondere Aufenthalte, so auch seinem Weibe, denn das war ja auch unfrei bei ihm; darum glaubten die Adelligen noch bis ins vorige Jahrhundert, daß sie sich durch Wohlthaten einen besondern Himmel erwerben könnten, um nicht mit den Gemeinen zusammen zu leben, — allein im Lichte besserer christlicher Erkenntniß lernte man bald

einschauen, daß dies denn doch nichts anderes sei, als ein hohles Ueberbleibsel heidnischen Aberglaubens.

Ein eigenthümlicher Brauch der Letten, — um auch noch davon zu sprechen, — war das sogenannte Seelenspeisen. Wir haben schon oben gesehen, wie man bei den Todtenmählern den Seelen Speise und Trank unter den Tisch gab und wie man beides in oder auf die Gräber setzte. Damit ist aber das eigentliche Seelenspeisen nicht zu verwechseln. Dieses bestand in folgendem: Alljährlich im Spätherbst hielten sie ein Gastgebot, bereiteten Bäder, richteten allerlei Speisen zu und setzten dieselben in eine Stube, die geweiht, gefeiert und geheizt war, auf die Erde, indem sie glaubten, die Seelen würden, von Hunger und Durst getrieben, herzukommen und davon genießen. Am Abend kam der Wirth mit dem brennenden Pergel in der Hand in die Stube und rief die verstorbenen Vorfahren, Eltern, Kinder, Verwandten und andere seiner Angehörigen bei ihren Namen, auf daß sie kämen und sich's schmecken ließen. Glaubte nun der Wirth, daß sie sich satt gegessen und getrunken, so zerhieb er den Pergel auf der Thürschwelle mit einem Beil und gebot den Seelen, daß sie ihres Weges gingen; — sie hätten nun gegessen und getrunken, sollten aber beim Rückzuge fein hübsch auf der Straße, nicht auf der Saat gehen, damit sie nicht die Wurzeln zerträten und fürs künftige Jahr einen Mißwachs verursachen möchten. Hierauf ließ er die vorgesezten Speisen wegnehmen, in ein anderes Zimmer tragen und verzehrte sie dann selbst mit den Seinigen. — Andere übten diesen Brauch auch auf den Gräbern und beobachteten dort so viel möglich dieselben Ceremonien. Diese Sitte war so tief eingewurzelt bei den Letten, daß Einhorn noch im 17. Jahrhundert dawider kämpfte in Wort und Schrift und noch bis auf den heutigen Tag der October, in welchem sie die Speisung vornahmen, Wella mehnes oder Semlikka mehnes von ihnen genannt wird *).

*) Wella, die jetzige Bezeichnung für den Teufel, ist ursprünglich der Name des Gottes der Verstorbenen, dem der Monat October geheiligt war.

Aus all dem bisher Gesagten ist uns klar geworden, daß die Letten von religiösem Sinne durchdrungen waren und das ahnende Bewußtsein einer überirdischen Fortdauer des Menschen hatten, und es tritt uns insbesondere entgegen, daß diese ihre Gebräuche schlechterdings nicht mit dem Glauben an eine Seelenwanderung, sondern mit einer bedeutend höhern Stufe des eschatologischen Glaubens zusammenhängen mochten. Diese Stufe aber genau zu charakterisiren, dazu fehlen uns die nöthigen, umfassenderen historischen Angaben und muß solches demnach künftiger Zeit und künftiger Forschung überlassen bleiben. J. M.

5.

Das Mädchen von Hochrosen.

Im Herzen Livlands, hart an der Straße, die von Wolmar nach Lemsal führt, liegt das reizende Hügelland Hochrosen, ringsum von weithin sich erstreckenden Niederungen umgeben. Einzelne kegelförmige Berge erheben sich hier und dort auf grasigem Wiesengrunde bis zu einer ziemlichen Höhe und tragen auf ihren Gipfeln uralte, mächtige Eichen, die als riesige Kinder früherer Jahrhunderte das ringsum grünende, kleinere Laubholz weit überragen, aber in den halbverdorrten Wipfeln auch schon untrügliche Zeichen baldigen Unterganges aufweisen. Zwei Berge sind's besonders, die uns in die Augen fallen, wenn wir von dem Gutsgebäude aus den Blick nordwärts wenden; durch eine

Semmlikka mehnesß heißt zu Deutsch, Monat, da man etwas auf oder in die Erde thut (semmlikka = auf oder in die Erde legen). Hier will die Bezeichnung so viel ausdrücken, als sei dieses der Monat, in welchem die Opfer für die Verstorbenen auf den Boden gelegt wurden. — Auf denselben Brauch ist auch eine dritte Benennung der Octobertage zu gründen, wenn man sie nämlich als „Deewas deenas“ oder Gottestage von den Letten bezeichnen hört. Vgl. Script. rer. Liv. II, p. 587. D.

bedeutende Thalsohle von einander getrennt, stehen sie sich gegenüber, wie zwei Schwestern, die sich Grüße zuwinken und einander liebliche und schöne Erinnerungen zuflüstern aus entschwundener Jugendzeit. Auf den waldgefränzten Gipfeln beider Berge sehen wir charakteristische Abzeichen dessen, was die Sage von dem einen, die Geschichte von dem andern berichtet. Der dem Gute zunächstliegende Berg trug noch bis vor wenig Tagen auf seiner Höhe ein mächtiges, eichenes Kreuz, welches sich hoch über die umliegenden Bäume und Gebüsche erhob und ernst mahnend in das fruchtbare, belebte Thal, auf das kleine, stille Kirchlein zu seinen Füßen herabschaute; man hat dem Berge deshalb allgemein den Namen des Kreuzberges beigelegt. Durch die Eichen und Ulmen des Schwesterberges aber schimmern in röthlichem Glanze die Ruinen des einst so stolzen Schlosses zu Rosen, traurige Trümmergruppen, in deren Mitte sich nur noch ein Paar Wände bis in eine Höhe von 15 bis 20 Fuß erhalten haben. Von der Landstraße, die hart am Berge vorbeiführt, biegt ein kleiner Fahrweg fast unter einem rechten Winkel ab und schlängelt sich durch das dichte Gebüsch, welches die Wände des Berges ringsum überkleidet, in reizenden Windungen zur Höhe hinan. Die sanft ansteigenden Berge Treidens, die wilden Felsenpartien Rosenhusens haben schon so manches Auge entzückt, so manches Herz erhoben, nur Wenige haben aber etwas davon erfahren, daß unser Land noch eine dritte Gegend bietet, die nächst diesen ihrer Schönheit wegen wohl werth ist, von jedem Naturfreunde aufgesucht zu werden, und dies ist die Gegend von Hochrosen, von dem kleinen Holzgerüste aus geschaut, welches eine freundliche Hand auf der am nördlichen Abhange des Schloßberges stehenden Ruinenwand hat errichten lassen. Da siehst Du vor Dir einen weiten, spiegelhellen See mit reizenden Ufern, an denen hier mehrere Störche gravitatisch auf und nieder wandeln, dort bunte Heerden grasen in ungeförter Ruhe; links erhebt sich der Kreuzberg und neben demselben Kirche und Herrenhaus von Hochrosen, rechts, am jenseitigen Ufer des Sees, ein zweiter Hügel,

ringsumher von Wasser und feuchtem Mooresgrunde eingengt, auf seiner Höhe einen stattlichen Bauerhof tragend, dessen Bewohner sich als die einzigen Herren ihres Berges betrachten können, denn wie eine reizende Dase erhebt er sich mit Feldern und Gebüsch inmitten des ihn umfluthenden Wassers, — noch weiter rechts eine lange, bewaldete Hügelreihe mit eichengefränzten Gipfeln, allendlich der Blauberg in nebelhafter Ferne — fürwahr, es ist eine Aussicht von solcher Lieblichkeit, daß man von derselben immer und immer noch nicht scheiden möchte, da schlägt einem das Herz so warm fürs schöne Heimathland, da möchte man mit ganzer Seele einstimmen in die Worte des heimathlichen Dichters, wenn er in so inniger Weise singt:

Du liegst vor meinen Blicken
So lieblich fern und nah, —
Könn' ich ans Herz Dich drücken,
Jungfrau, Livonia!
So reich mit Berg und Auen,
Goldwogend, Feld an Feld,
Mit Seen, wunderblauen —
O heimathliche Welt!

Aber auch der Berg selbst und die Stätte, da einst die stolze Burg sich erhob, bietet viel Schönes: mächtige Linden, die inmitten des alten Schloßhofes sich erheben und mit ihren dichtbelaubten Zweigen die halbverschütteten Kellervertiefungen überschatten, — kräftige Eichen längs der Abhänge des Schloßberges, an ihrem Fuß kleine, rohgezimmerte Bänke für den ermüdeten Wanderer, dichtes Gebüsch ringsum und dazwischen der helle Kiesweg und düstere, verfallene Mauerwände — aus Allem spricht uns der Geist jener alten, grauen Zeit so heimisch, so traulich an und ladet ein zur Ruhe und Erholung im Schatten der rauschenden Linden. — Von Hochrosen brauchen wir nicht weit zu wandern, um zu dem zweiten Ort zu gelangen, dessen unsere bevorstehende Erzählung ebenfalls erwähnen wird. Schloß Mojahn ist kaum drei Wegestunden von Hochrosen entfernt und

liegt ebenfalls in einer reizenden Dase inmitten einer sonst ziemlich einförmigen Gegend. An dem Ende eines schmalen, aber recht langen Sees, der durch Eindämmung eines Flüsschens entstanden ist, befindet sich auf dem einen Ufer das Gutsgebäude, auf dem andern die Ueberreste der alten Burg, verhältnißmäßig besser erhalten, als die Ruinen von Hochrosen. Ein Thurm mit mehreren Gemächern darin, die durch Wendestiegen in Verbindung stehen, ist noch ziemlich unversehr und trägt auf seiner Höhe einen kleinen Aufbau aus neuester Zeit. In dem lieblichen Thale zwischen dem Herrenhause und den Ruinen erheben sich mehrere stattliche Wirthschaftsgebäude, dazu unter dem Schatten alter Bäume eine kleine, aber reizend gelegene Mühle, die mit dem eintönigen Geklapper ihrer Räder dem sonst recht einsamen Thale ein gewisses Leben verleiht. — Schloß Hochrosen und Schloß Mojahn waren beide von Gliedern der Familie Rosen erbaut, ersteres von Christian von Rosen im Jahr 1272, letzteres etwa um dieselbe Zeit von Fabian von Rosen zu Koop, und bis zu Ende des 16. Jahrhunderts in ihrem Besitze; jetzt finden sich an beiden Orten, wie schon gesagt, nur noch unbedeutende Trümmerhaufen, denn Hochrosen umlagerten im Jahr 1601 große Schaaren der Polen, beschossen die sehr feste Burg anhaltend und lange und nahmen sie endlich ein, worauf nun die starken Mauern verstorbt und sämtliche Schloßgebäude, die theils aus Holz, theils aus Steinen erbaut waren, verbrannt wurden; Mojahn aber überdauerte den Fall der Schwesterburg nicht lange, auch an seinen festen Wänden nagte der Zahn der Zeit, ein Stein nach dem andern rollte in die Tiefe, an ein Ausbessern wurde nicht gedacht und bald war von dem ganzen schönen Schloß nichts mehr übrig, als der schon oben erwähnte vereinzelte Thurm.

Wenden wir uns nun um mehrere Jahrhunderte zurück zu den Zeiten, da noch feste, unversehrte Mauerwände und mächtige Thürme auf dem Schloßberge zu Hochrosen sich erhoben und lauschen wir den Worten der Sage, die sich an jene Orte knüpft. Noch war's nicht allzulange her, seit das Schloß erbaut worden

war, da wohnte in seinen Mauern ein angesehenener, schon ergrauter Ritter mit einer einzigen, von ihm innig geliebten Tochter, einem jungen Mägdelein von wunderbarer Schönheit. Außer den vielen Schloßleuten und Söldnern, die in seinen Diensten standen, hatte sonst Niemand Zutritt zu dem stattlichen Hause, denn der Schloßherr war ein Mann von gar menschenfeindlichem Sinne und duldete keinen Fremden in seiner Umgebung. Er war nicht immer so gewesen, aber herbes Leid und bittere Erfahrungen hatten das Gemüth des einst so fröhlichen Mannes verdüstert und sein Herz unempänglich gemacht für jedwede menschliche Liebe und menschliche Freundschaft. Sein nächster Nachbar war der Schloßherr von Mojahn, mit dem er aus einem und demselben Hause stammte, ein versöhnlicher und mild gestimmter Mann, der es zu wiederholten Malen versucht hatte ein freundschaftliches Verhältnis mit seinem benachbarten Verwandten anzuknüpfen, aber stets war er in kalter und beleidigender Weise zurückgewiesen worden und hatte demnach auch alle derartigen Versuche aufgegeben. Glaubte doch der Herr des Schlosses zu Rosen Grund genug zu haben zu erbitterter Feindschaft gegen den Nachbar, der einst sein liebster Freund gewesen und ihn dennoch um seine Jugendliebe betrogen hatte. War doch der blühende Sohn des Mojahners, der in Wald und Feld so oft seinen Weg kreuzte, das Kind des Weibes, das er dereinst so innig geliebt, das ihm so heilige Treue geschworen und dieselbe dennoch freventlich gebrochen hatte, während er selbst im Felde und längere Zeit abwesend war; hatte sie ihn doch verlassen, die Treulose, und sich seinem Vetter zugewandt, der ihm in allen Dingen so weit nachstand, außer daß er von schönerer Gestalt und sanfterem Gemüthe war! — Sie blutete nicht mehr, die Wunde, die ihm damals war geschlagen worden, aber vernarbt war sie nicht und es tauchte bei jeder Gelegenheit das Gedächtniß daran mit erneuter Kraft auf. Der Ritter von Hochrosen hatte sich damals grollend in die Einsamkeit seines Schlosses zurückgezogen, die Erinnerung an die erlittene Schmach war nach und nach schwächer geworden und er hatte

sich nach einiger Zeit ein anderes tugendhaftes Weib erwählt; ein neues Glück begann ihm in seinem Hause zu erblühen. Es glätteten sich die Unmuthsfalten auf der Stirne des verschlossenen Mannes, wenn er sein kleines Töchterchen auf den Armen wiegte und sie ihm den süßen Vaternamen zulispelte; aber das Schicksal hatte noch nicht aufgehört, ihn mit harten Schlägen zu verfolgen, auch das zweite Weib, dem er seine Liebe zugewandt, ward ihm plötzlich genommen, der Tod hielt Einkehr in sein Haus und streifte die letzte Blüthe von seinem Leben. — Der dem Schlosse benachbarte Berg, dessen wir oben unter dem Namen des Kreuzberges Erwähnung gethan haben, war ein Lieblingsaufenthalt der dahingeschiedenen Schloßdame gewesen, es war das Ziel ihrer Spaziergänge, und ihr Herr und Gemahl hatte daher auf der Berghöhe zu ihrer Erholung ein reizendes Lusthäuschen errichten lassen, wohin sie sich fast an jedem Sommertage, von ihren Dienerinnen begleitet, hinbegab und einige Stunden verbrachte. An jener Lieblingsstätte wünschte sie nun auch begraben zu werden, und ihr Gatte, dem jeder ihrer letzten Wünsche heilig war, ließ das heitere Lusthäuschen in eine düstere Kapelle umwandeln, von einem Mönche, der sich im Schlosse aufhielt, weihen und die Leiche seines geliebten Weibes in derselben beisetzen. — Jahre waren inzwischen verflossen und das Kind des Ritters herangewachsen zur blühenden Jungfrau, vergeblich war aber all ihr Bemühen, die finstern Wolken von des Vaters Stirn zu scheuchen und seine in verschlossenem Unmuth hingebachten Tage zu erheitern. Auch ihr Leben floß einsam und einförmig dahin, denn nie betrat ein Fremder die Burg, nie durfte sie dieselbe verlassen und Verkehr pflegen mit benachbarten Edel Frauen und Jungfrauen; ihr einziger Gang war zum Grabe der Mutter, zur kleinen Kapelle auf dem Kreuzberge. Dorthin zog es sie aber auch stets mit unwiderstehlicher Macht, dort pflegte sie die Blumen, die auf ihr Geheiß rings um das Kirchlein gepflanzt worden waren, dort saß sie stundenlang mit ihren Dienerinnen in munterem Gespräch begriffen oder mit Stickerien und sonstiger weiblicher Arbeit be-

schäftigt. Der Vater ließ es geschehen, begleitete sie aber trotz ihrer Bitten nie dahin, er scheute sich davor, durch den Anblick der Grabesstätte erinnert zu werden an all den Schmerz seiner Jugend- und Mannestage; düster und schweigend hörte er zu, wie sein Kind ihm erzählte von den lieblichen Blumen und den grünen Bäumen, die seines Weibes Grab überschatteten, hie und da entwand sich auch ein tiefer Seufzer seiner Brust, dann aber trat die frühere eisige Kälte wieder auf seine Züge, das Gepräge eines glühenden Hasses gegen Schicksal und Menschen, die ihm so viel, so viel genommen. Eine einzige Zerstreung gab's, die ihn oft und immer wieder aus der Burg herauslockte, nämlich die Jagd. Da war ihm denn so wohl um's Herz, wenn er dahinjagen konnte über Flur und Feld, wenn sein Unmuth sich eine Bahn brechen konnte in der Verfolgung des heulenden Wolfs und des riesigen Bären, und seine Diener und Genossen, sie scheuten zurück vor dem grimmen Ausdruck, den seine Züge dann angenommen hatten, war's ihm doch, als jage er alle seine Feinde vor sich her und wolle sie treffen mit todbringendem Pfeil und gewichtigem Speer. Auf diesen Jagdzügen geschah es nun oft, daß er mit dem jungen Ritter von Mojahn im dunkeln Walde zusammentraf, denn auch jener war ein eifriger Waidmann und die Verfolgung des Wildes brachte ihn oft in die Hochrosener Gehege, — da ging dem Alten jedesmal ein stechender Schmerz durch die Seele, dem bald eine Umwandlung entsetzlicher Wuth folgte, da griff er nach seinem Speer, um ihn auf den blühenden Jüngling zu schleudern, — aber eine Regung besseren Gefühles hielt ihn davon zurück; mit einem schmerzlichen Seufzer aus tiefster Brust gab er seinem Rosse die Sporen und jagte dahin mit Windeseile, als folgten ihm sämtliche Gespenster der Hölle auf dem Fuße nach. Der junge Ritter aber schaute verwundert drein, bekreuzte sich und betete ein andächtiges Ave Maria für das Wohl der geängsteten Seele des menschenfeindlichen Mannes, der zudem als Verwandter ganz besonders sein Mitgefühl in Anspruch nahm.

Auf einer solchen Jagdstreiferei war der Jüngling einst bis in die Nähe des Kreuzberges bei Hochrosen gerathen und wenn es ihn auch antrieb, so bald als möglich aus dem Gesichtskreise des feindlichen Schlosses zu kommen, so bewog ihn doch die Rücksicht auf sein ermüdetes Ross, am Fuße des Berges abzustiegen und dasselbe in den umliegenden Gebüsch ein wenig grasen zu lassen. Er selbst warf sich im Schatten eines Erlengebüsches auf den Boden, um auch seinerseits der Ruhe zu pflegen. Plötzlich drang ein schwacher Schrei von der Höhe des Berges herab an sein Ohr, — er sprang empor, lauschte — mehrere halbunterdrückte Hilferufe folgten rasch auf einander. Da hielt's den jungen Ritter nicht mehr bei seinem Ross, behend sprang er den kleinen Kiesweg, der zum Berge hinaufführte, hinan und befand sich nach wenig Augenblicken bei der oberwähnten kleinen Kapelle. Ein gar überraschender Anblick war es, der sich dem Auge des muthigen Junkers bot. Da lag eine liebliche, zarte Jungfrau bleich und anscheinend leblos auf dem Boden und neben ihr kniete ein wild aussehender Mann, im Begriff, sie alles dessen, was sie Werthvolles an sich trug, zu berauben; ein zweiter mühte sich zugleich ab, die sich nach Kräften widersetzende Magd des Fräuleins zum Schweigen zu bringen, indem er ihr ein großes Tuch um den Kopf zu winden suchte. Hier galt's sofort handeln; mit einem geschickten Stoß seines Jagdspeeres streckte der Ritter den knienden Räuber leblos zu Boden, der zweite aber, wie er seinen Genossen vercheiden sah, hielt ein längeres Bleiben nicht mehr für rathsam und verschwand mit Windeseile hinter das umliegende Gebüsch. Nun machte sich der Jüngling daran, das ohnmächtige Mädchen wieder ins Leben zurückzurufen, er richtete sie in seinen Armen auf, neigte ihr Antlitz und Schläfe mit eiskaltem Wasser, das die Dienerin aus einer naheliegenden Quelle herbeigebracht hatte und bemerkte bald mit inniger Freude, daß die Jungfrau das matte Auge aufschlug und die umliegenden Gegenstände verwundert anschaute. Bald kehrte ihr die volle Besinnung zurück und eine tiefe Röthe malte sich auf ihren Wangen, als sie sich

in den Armen eines ihr fremden Jünglings erblickte; sie versuchte sich zu erheben, war aber zu schwach dazu und sank wieder zurück an die Brust des Ritters, der sie mit starkem Arm erfaßte und zu einem nahen Sige geleitete. Dasselbst lehrten ihre Kräfte allmählig wieder, kaum aber war sie der Leiche neben sich gewahr geworden, da fiel ihr auch plötzlich Alles ein, wie sie hierhergekommen zum Grabe der Mutter, wie sie von zwei Begelagerern überfallen und zu Boden geworfen, wie sie darauf die Besinnung verloren und nur durch ein Wunder gerettet worden sei: eine entsetzliche Angst überkam das zitternde Mädchen, mit stehender Miene ergriff sie ihres Retters Hand und bat ihn, sie unverzüglich in die Burg zurückzubringen. Es war das eine schwere Aufgabe, denn der junge Jäger wußte nur zu wohl, daß es keine besondere Empfehlung für ihn in Hochrosen sein werde, wenn er an der Seite des Burgfräuleins vor dem Thore erschiene; hier gab es aber keine Wahl, hier stand vor ihm eine schwache, zarte Jungfrau, die des Schutzes bedurfte und solchen durfte er ihr nicht versagen. Daher schleifte er zunächst den Leichnam des Räubers tief ins Gebüsch und bot dann dem bebenden Mädchen den kräftigen Arm, um sie sicher ins Schloß zu geleiten. Der Weg war weit und das Mädchen so schwach, daß er sie mehr tragen als führen mußte, sie gelangten aber ungefährdet und ungesehen bis an den Fuß des Schloßberges: hier erklärte der Ritter, daß er sie nicht weiter zu begleiten wage, denn er stehe in erbittertem Feindesverhältniß mit ihrem Vater und es werde demselben nicht sehr willkommen sein, seine Tochter in solchem Schutze zu wissen. Mit tiefer Ehrfurcht küßte er ihr die zarte Hand und eilte zurück zu seinem noch grasenden Rosse, während die Dame an der Hand ihrer Dienerin sich in die Burg begab, auf ihr Zimmer zurückzog und auf ein Ruhebett warf, um sich durch Erholung zu stärken von dem schrecklichen Erlebnis, das sie so sehr ergriffen. — Wo blieb er aber, der ersehnte Schlaf, der sonst ungerufen an das Lager der Jungfrau getreten war und sich auf die müden Augenlider gesenkt hatte, warum kam er jetzt nicht, wo sie seiner am

meisten bedurfte? Er ward verschleucht und fern gehalten durch ein Bild, durch ein neues, dem Mägdelein noch so ungewohntes und doch so liebes Bild, durch das Bild eines hochherzigen, muthigen Jünglings, der sie aus großer Gefahr befreit, der sie in seinen Armen gehalten, der sie mit so viel Liebe angeschaut, — die Sonne ging unter am abendlichen Horizont, sie stieg wieder auf in goldener Morgenpracht und noch immer schlief die ermüdete Jungfrau nicht, sie träumte nur einen Traum — einen lieblichen Traum im halben Wachen: und sie schaute hinaus auf den röthlich strahlenden Morgenhimmel, er leuchtete wie Blut, wie rothes Blut, und in dem blutigen Strahlenmeer spiegelte sich wieder das Bild des Jünglings da endlich überkam sie ein sanfter Schlaf, aus dem sie neugestärkt erwachte, als die Sonne schon hoch stand am mittäglichen Himmel.

Der junge Ritter von Mojahn hatte unterdessen sein Pferd bestiegen und sich eiligst heimwärts gewandt, bald aber mäsigte er den Schritt seines Rosses und ritt langsam dahin, in tiefes Nachdenken versunken. Was er so eben erlebt, ließ er von neuem an seinem Geistesauge vorübergleiten und siehe, das Bild gewann für ihn immer mehr und mehr Reiz, die zarte Gestalt des Mädchens, welches er befreit, schwebte noch immer vor seinen Blicken, ihre stehende Stimme, wie sie ihn vertrauensvoll um seinen Schutz angegangen, tönte noch immer so sanft in sein Ohr, und aus diesen lieblichen Träumereien wurde er erst erweckt, als sein Pferd ihn schon in den Schloßhof der väterlichen Burg getragen und vor der Thür zu den Wohngemächern stehen geblieben war. Tag um Tag schwand dahin und noch immer konnte der Jüngling die frühere Heiterkeit und Sorglosigkeit nicht wiedergewinnen, so daß der Vater, der dieses einem körperlichen Unwohlsein zuschrieb, ihm den Rath gab, sich doch durch eine neue Jagdpartie in freier Natur zu zerstreuen. Halb willenlos folgte der junge Mann diesem Rathe und von einem einzigen Knappen begleitet, der ihm vor allen lieb war, begab er sich in den nahen Wald. Hirsch und Reh waren aber noch nie so sicher gewesen

vor seinem sonst so gefahrbringenden Speer und Pfeil, denn beides lag unangerührt ihm zur Seite und ohne Ziel und Zweck ritt er vorwärts, er wußte selbst nicht, wohin. Da leuchteten plötzlich die Zinnen von Hochrosen vor ihm auf und ein neues Leben durchbebte das Herz des träumenden Jünglings. Dort lag der Kreuzberg, dort die kleine Kapelle, deren er sich nur gar zu lebhaft erinnerte, — dort schlängelte sich der kleine, wohlbekannte Kiesweg den Berg hinan, — er mußte das alles noch ein Mal sehen, er mußte an Ort und Stelle alles noch ein Mal durchleben, was ihn an diesen Ort geführt; darum gab er seinem Pferde die Sporen, befand sich in Kurzem an dem Fuß des Berges, ließ daselbst seinen Knappen mit den Rossen zurück und stieg selbst schnellen Schrittes den Berg hinan. Doch wer malt sein Erstaunen, als er die liebliche Jungfrau, die alle seine Träume belebte, auf derselben Bank sitzend und mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt fand, wo er sie mit seinen Armen gestützt und durch seine Bemühungen zum Leben zurückgerufen hatte! — Auch sie hatte ein dunkles Sehnen immer wieder an den Ort hingezogen, da ihr der fremde Jüngling als ein vom Himmel entsandter Hilfsengel erschienen war, sie konnte diesem Sehnsuchtsdrange nicht länger widerstehen, und ein alter treuer Diener ihres Hauses, dem sie das gefahrvolle Erlebnis bei der Kapelle mitgetheilt hatte, erbot sich gern, den Leichnam des Räubers in der Stille der Nacht fortzuschaffen, an irgend einem verborgenen Ort zu verscharren und so auch die letzte Spur der Erinnerung an jenen furchtbaren Augenblick von dem ihr so lieben Berge zu entfernen. Auch dazu erklärte er sich bereit, sein junges Fräulein fortan auf ihrem alten Spaziergange zu begleiten und gegen jede etwaige Gefahr sicher zu stellen. Ihrem Vater gegenüber hatte die Jungfrau jenes Ereignisses nie Erwähnung gethan, fürchtete sie doch mit Recht, daß in solchem Falle sein Zorn gegen den jungen Mojahner von neuem erwachen und er ihr den Besuch des Kreuzberges streng untersagen würde. — Es war heut das erste Mal, daß sie wieder zur kleinen Kapelle hinangestiegen war, mit Hilfe

ihrer Magd hatte sie die Blumen begossen, die um der Mutter Grabstätte blühten, für die Seele der Verstorbenen ein frommes Gebet zum Himmel geschickt, sich dann auf jene Bank, an die sich so liebliche Erinnerungen knüpften, gesetzt und ihre Stickerei zur Hand genommen, an der sie mit gewohnter Kunstfertigkeit zu schaffen begann. Die Magd hatte sich zu dem alten Kriegsknecht begeben, der unter einer benachbarten Eiche in behaglicher Ruhe am Boden lagerte und sich mit ihm in ein eifriges Gespräch vertieft; so befand sich denn das Burgfräulein von Hochrosen allein neben der Kapelle, als der junge Ritter die Höhe des Berges erreicht hatte. Ein glühendes Roth überflog die zarte, bleiche Wange, als sie, zufällig aufschauend, den Gegenstand ihrer Gedanken und ihrer Sehnsucht vor sich erblickte, sie versuchte sich zu erheben, aber zitternd sank sie auf die Bank zurück und die Arbeit entfiel ihren Händen. Es bedurfte hier keiner Worte, um dem Jüngling zu sagen, warum das Mädchen bei seinem Anblick in solche Erregung versetzt worden sei, warum sie ihren Blick so flehentlich auf ihn gerichtet halte, als wollte sie ihn bitten, ihrer Schwäche zu schonen; in leidenschaftlicher Eile stürzte er zu ihren Füßen und bedeckte ihre Hand mit glühenden Küssen. Das war zu viel für die schwache Kraft der zarten, von den letzten Schrecknissen her nur zu leicht erregbaren Jungfrau, halb bewußtlos sank sie in die Arme des rasch zu ihrem Beistande sich aufrichtenden Geliebten. Die beiden Dienstleute waren bei dem ersten Geräusch herbeigeeilt, aber in ehrfurchtsvoller Ferne stehen geblieben, als sie den Sohn des angesehenen Schlossherrn von Mojahn an des Fräuleins Seite sitzen und sie mit kräftiger Hand in ihrer Schwäche aufrichten sahen; sie entfernten sich auf einen Wink von ihm sogleich wieder und begaben sich voll Bewunderung an ihren früheren Platz. — Schön und herrlich ist das Erwachen aus dem Taumel überstürzender Gefühle, wenn es im Arm der Liebe geschieht; — die entscheidende Stunde hatte geschlagen, das liebliche Mädchen scheute nicht mehr davor zurück, an der Brust des Jünglings zu ruhen, sie umschlang seinen Hals

mit ihren zarten Armen, sie schaute mit unaussprechlicher Liebe ihm in das schöne Auge, sie erwiderte seine Küsse mit seliger Lust! O, warum sind doch der Stunden, die uns armen Erdenkindern himmlische Seligkeit bringen, so wenig, warum enteilt die Zeit im Vollgenusse reinen Glückes so rasch, warum so zögernd und träge in Tagen des Schmerzes! — Die Sonne hatte ihren Höhepunkt am Himmel erreicht, sie senkte sich rasch hinab zum Untergange — und noch ruhte die Jungfrau so selig an der Brust des Geliebten, noch immer hatten sie sich so viel zu erzählen, zu gestehen, noch immer hatten sie Schwüre der Treue und Geständnisse herzinniger Liebe zu tauschen! An die Gefahren, die ihrer Liebe drohten, an die bittere Feindschaft ihrer Aeltern dachten sie nimmer, war doch ihre Seligkeit zu groß, als daß kalte, klügelnde Vernunftgründe auch nur den geringsten Raum in ihnen hätten gewinnen können. Doch der nahende Abend mahnte zur Heimkehr und schon lange hatten die beiden Dienstkleute voll Besorgniß in der Ferne gestanden und vergebens der Gebieterin geharrt, — endlich sahen auch die allzuglücklichen Liebenden die bittere Nothwendigkeit ein, sich trennen zu müssen; noch einen langen, innigen Kuß drückte das liebliche Mädchen zum Abschiede auf die Lippen des Jünglings, versprach ihm, recht oft hieher zurückzukehren und eilte dann, von ihren Dienern geleitet, den Berg hinab zur väterlichen Burg. — Noch lange saß der Ritter auf jener Bank, da ihm so selige Stunden erblüht und schaute der forteilenden Geliebten nach, bis auch der letzte Saum ihres hellen Gewandes hinter dem dichten Gebüsch verschwunden war. Die Sonne ging unter, die Nacht senkte sich mit feuchter Hand auf die schlafende Erde und noch immer saß der Jüngling neben der Kapelle in süßen Erinnerungen schwelgend; da wurde er von seinem Knappen, der aus Sorge um den so lange fortbleibenden Herrn ebenfalls den Berg hinanstieg, aus seinen Träumereien geweckt und zum Aufbruche gemahnt. Um Mitternacht langte er in Mojahn an, aber es dauerte lange, bis ein sanfter Schlaf die Augen des Glücklichen

schloß; dann aber umgaukelten ihn selige, liebliche Träume und das schöne Bild des geliebten Mädchens, es lächelte ihn auch jetzt noch so sanft und traulich an, — ja, freue Dich nur der Gegenwart, armer Jüngling, trinke in langen, langen Zügen die Seligkeit des Augenblicks, es ist Dir nicht viel davon beschieden und bald ertödtet ein eifriger Winterhauch die kaum aufgeblühte, duftende Blume Deiner jugendlichen, Deiner ersten Liebe!

Es war ein schöner, schöner Monat, der dem soeben beschriebenen Tage folgte, täglich fanden sich die beiden Liebenden auf der traulichen Bank neben der kleinen Kapelle ein und die Stunden entflohen in geflügelter Eile unter süßem Gespräch und herzinnigen Liebkosungen. Und die Blumen blühten ringsum so lieblich, als wollten sie ihren Duft in verdoppelter Stärke ausströmen, als wollten sie ihre Farbenpracht und Schönheit in verdoppeltem Maße entfalten vor den Augen der Liebe, und die Bäume, sie grüntem ringsum so herrlich und in ihren Zweigen sangen die Vöglein ein süßes Lied von treuer, inniger Liebe, — nur die Kapelle, die über dem Grabe der Mutter stand, sie schaute so wehmüthig hernieder auf die glücklichen Beiden, es war, als ob der Geist der Entschlafenen trauernd herabschaue vom Giebel des Kirchleins und helle Thränen weine über das nahende Schicksal der geliebten Kinder. — Und es blieb auch nicht lange aus, das drohende Ungewitter, denn unter den Blüthen war eine Schlange verborgen, eine tückische, giftige Schlange in Gestalt eines verätherischen Menschen. Der alte Kriegsknecht und die Dienerin, welche das liebende Mädchen stets zur Kapelle begleiteten, wahrten zwar das ihnen anvertraute Geheimniß mit Ergebenheit und Treue, es gab aber in der Nähe ein anderes boshaftes Wesen, dem nichts heilig, nichts theuer war, und welches aus rachsüchtigen Gründen dem Liebesträume der Beiden ein nur zu schnelles, schreckliches Ende bereitete. Im Schlosse zu Hochrosen diente ein Söldner, der früher ein Knecht des Ritters von Mojahn gewesen, von demselben aber öfteren Diebstahls und gewissenloser Veruntreuung wegen hart bestraft und aus dem Dienst getrieben wor-

den war. Ihm war es darauf gelungen, in die Zahl der Burgleute zu Hochrosen aufgenommen zu werden und sich schon nach kurzer Zeit die Gewogenheit des sonst Jedermann unzugänglichen Schloßherrn zu erschleichen, weil er dessen Grimm gegen das Haus Mojahn durch allerlei Lügen und Verläumdungen nur noch mehr anzustacheln mußte und in Erfindung neuer Kränkungen gegen seinen frühern Herrn sich als unerschöpflich erwies. In Wald und Feld herumerschleichend, war er auch mal zufälligerweise den Kreuzberg hinangestiegen, hatte daselbst bekannte Stimmen vernommen, sich näher herangestohlen und war nun von seinem Versteck aus ein Zeuge geworden des Liebesverhältnisses, welches zwischen der Tochter seines Herrn und dem Sohne seines tödtlichsten Feindes sich entsponnen hatte. Es gab nun nichts Eiligeres für ihn, als sich ohne Verzug aufs Schloß zu begeben und den alten Ritter von dem Gesehenen in Kenntniß zu setzen, der sich in höchster Wuth aufmachte, aufs Pferd warf und in möglichster Eile dem nahen Kreuzberge zusprengte. Es giebt keine Worte, das Entsetzen der Liebenden zu schildern, als sie den ergrimmtsten Vater mit einer dunkeln Zorneswolke auf seinem Angesicht plötzlich vor sich stehen und sie mit furchtbarem Blicke missern sahen! Mit der einen Hand hatte er den Griff seines Dolches gefaßt und schien unschlüssig, ob er den Sohn seines Feindes, der ihm sein theuerstes Heiligthum gestohlen, der ihm das Einzige genommen, was er noch auf Erden besaß und lieb hatte, auf der Stelle tödten, oder ob er ihn durch gewaltsame und ewige Trennung von seiner Tochter ebenso unglücklich machen sollte, als des Jünglings Vater einst ihn selbst gemacht. Der junge Ritter hatte sich inzwischen ein wenig gefaßt, war von seinem Sitze aufgestanden und schickte sich soeben zum Reden, zur Entschuldigung an, — da erwachte die rachsüchtige Zornesgluth des Alten von neuem; schon zückte er den Dolch gegen die ihm wehrlos sich bietende Brust des Jünglings, nicht achtend des Zustandes seiner Tochter, die mit einem herzerreißenden Schrei besinnungslos zu seinen Füßen hingefunken war, — da tönte aus

dem Innern der benachbarten Kapelle ein dumpfes Seufzen zu ihm herüber, als wolle es ihn warnen vor der gräßlichen Unthat; der eiserne Mann schauderte sichtlich zusammen und zog das Morgengewehr wieder zurück, — es war ja die Mutter seines Kindes, die hier begraben lag und deren Grab er bisher noch nie besucht hatte, — es war ja der Sohn des Weibes seiner ersten Liebe, der an der Seite seiner Tochter hier vor ihm stand — —, aber nein, es war ja nicht sein eigener Sohn, es war der Sohn des Jugendfreundes, der ihn betrogen, der Sohn des Verwandten, der unter der Maske der Freundschaft ihn so schmachlich hintergangen, der ihn um sein Liebstes gebracht: — in gräßlichem Kampfe furchtbarer, widerstreitender Gefühle stieß er den Jüngling mit mächtiger Faust von sich, raffte das zu seinen Füßen liegende Mädchen vom Boden auf und rannte mit der leichten Last, wie von den Furien der Hölle gehebt, den Kreuzberg hinab, entriß den Zügel seines Rosses der Hand des dort harrenden Knechts und sprengte in rasender Eile dem Schlosse zu. Dort angelangt, wandte er alles an, um sein Kind zum Leben zu erwecken; sie kam auch wieder zu sich, die arme Jungfrau, aber der Schlag, der sie getroffen hatte, war zu unerwartet und zu furchtbar gekommen, als daß sie ihn hätte ertragen können, ein hitziges Fieber bemächtigte sich bald aller ihrer Lebensgeister, gräßliche, phantastische Träume kamen über sie und in lautem Jammer machte sich die verzehrende Qual Luft, die in ihrem Innern wüthete. Bald lag auf ihren Zügen eine freudige Erregung und mit den zärtlichsten Namen nannte sie den fernen Geliebten, bald rief sie nach ihm mit herzerreißendem Tone und verlangte zu ihm geführt zu werden, bald flehte sie den Vater auf die erschütterndste Weise an, des Lieblings ihrer Seele zu schonen und ihm nicht das Leben zu nehmen. Starr und in sich gekehrt saß der alte Ritter Tag und Nacht an dem Lager des geliebten Kindes und es überslog nur ein schmerzliches Zucken sein finsternes Antlitz, so oft er von den Lippen des kranken Mädchleins den ihm so verhaßten Namen des Junkers von Mojahn vernahm. — Dieser

hatte inzwischen, als er von der Krankheit der Geliebten hörte, sowol selbst mehrmals um Zulass zu dem Schloßherrn von Hochrosen gebeten, auch durch Vermittlung Anderer ihn versöhnlich zu stimmen gesucht, auf alle seine Bitten aber nur beleidigende Entgegnungen erhalten und der alte Ritter hatte ihm zuletzt streng ansagen lassen, daß er alle dergleichen Versuche unterlassen möchte, widrigenfalls er sowol selbst als auch seine Zwischenträger an dem äußern Schloßthor zu Hochrosen aufgehängt werden würden, so man ihrer nur in der nächsten Umgebung der Burg gewahr werden sollte. Um der Geliebten willen verbiß der junge Edle seinen Grimm über diese beschimpfende Drohung und beschloß den Ausgang der Krankheit in Geduld abzuwarten. Tag um Tag verging ihm in bangen Besorgnissen, — o wie langsam schlichen jetzt die Stunden dahin im Vergleich mit jener seligen Zeit, die er auf der Höhe des Kreuzberges verbracht! Endlich, endlich ward ihm durch jene Dienerin, die das Fräulein von Hochrosen in frühern Tagen stets zum Kreuzberge zu begleiten pflegte und die für das unglückliche Paar eine herzliche Theilnahme gefaßt hatte, die Nachricht zugesandt, daß sich das Fieber gelegt habe und daß ihre kranke Dame, wenn auch noch sehr schwach, so doch auf gutem Wege zur Genesung sei. Durch Vermittlung derselben Dienerin wußte nun auch der Jüngling seiner Geliebten Kunde von sich zu geben und als Zeichen treuer Liebe ihr ein halbvertrocknetes Blümchen zukommen zu lassen, das sie ihm selbst einst in jenen glücklichen Stunden als ein kleines Andenken ans Gewand geheftet hatte, denn die damals sehr seltene Kunst des Schreibens verstand er nicht und hatte somit auch kein anderes Mittel, um dem Mädchen seiner Liebe seine Ergebenheit und Treue zu beweisen. Dies Blümchen wirkte mehr, als alle Sorge und Pflege, alle Tränklein und heilsame Sprüche bisher vermocht, bald sproßten junge Rosen auf den bleichen Wangen der Genesenden und nach einiger Zeit war sie schon im Stande, ohne Beihilfe ihrer Dienerin in den Schloßgemächern herumzugehen. Doch mit der stets zunehmenden Gesundheit der Tochter wuchs

auch der Argwohn des Vaters, es kam ihn eine große Furcht an, als könne der Junker von Mojahn bald Mittel und Wege finden, sich des ihm herzlich ergebenen Mägdleins zu bemächtigen, sie aus dem Vaterhause zu entführen und ihm somit Alles zu nehmen, was ihm von allen Freuden und Schätzen des Lebens noch geblieben war, was ihn noch an diese Erde band. Darum untersagte er es seiner Tochter aufs strengste, das Schloß jemals zu verlassen, außer in seinem Beisein und wies ihr ein Zimmer an im obern Stockwerk des mächtigen Thurmes, dessen Fundamente noch heutzutage an der nordwestlichen Ecke des Schloßberges zu gewahren sind. Das junge Fräulein wurde von nun an wie eine Gefangene behandelt und namentlich ging der Vater nie darauf ein, sie auf den Kreuzberg zum Grabe der Mutter zu geleiten, denn zu seiner alten Echeu vor der Kapelle dort oben kam noch die wohlgegründete Besorgniß, es möchte der Anblick der Stätte, da sie so selige Stunden verlebt, das Andenken an den Junker von Mojahn in dem Herzen des liebenden Mägdleins mit erneuerter Kraft wach rufen und die Sehnsucht nach ihm noch verstärken. Nur von ferne durfte sie ihre Blicke nach dem so lieben Ort richten und im Geist all die schönen Tage noch ein Mal durchleben, an welche sie jener Berg so lebhaft erinnerte. Ein Trost war jedoch der Jungfrau geblieben, daß man ihr nämlich jene treue Dienerin, die damals stets an ihrer Seite gewesen war, gelassen hatte, so befand sich doch wenigstens eine Seele in ihrer Umgebung, die sie verstand, und mit der sie immer und immer wieder sprechen konnte von dem fernen Geliebten, durch die sie Mittel und Wege fand, ihm Grüße und Nachrichten von sich zuzusenden. Die Magd hatte nämlich einen verschwiegenen Mithelfer an jenem alten Kriegsknecht, den wir auch früher an an der Kapelle kennen gelernt haben, und der den jungen Ritter von Mojahn tagtäglich an einem bestimmten Ort in der Nähe des Schlosses traf und so den Verkehr zwischen den beiden Liebenden vermittelte. Trozdem wurde aber dieser Zustand dem Junker je länger je unerträglicher und er sann auf allerlei Mittel,

um irgendwie ins Rosener Schloß zu gelangen und die Herzge-
 liebte aus ihrer so drückenden Lage zu befreien. Das war aber
 nichts weniger als leicht, denn das Schloß war wohlbewacht und
 wohlbesetzt und der Argwohn des alten Ritters rege. Endlich
 kam er auf einen Plan, der die Möglichkeit des Gelingens nicht
 ganz ausschloß. Der Schloßberg war an der Ecke, wo jener
 Thurm stand, in dem sein Mädchen nunmehr wohnte, nicht so
 steil wie an den andern Seiten und mit keiner allzugroßen Mühe
 zu erklimmen. Zudem war der daranstoßende Graben zwar sehr
 tief, aber dennoch trocken und dazu von leicht abschüssigen Wän-
 den begrenzt. Kleines Gestrüpp hatte sich an den Seiten des
 Schloßberges angesetzt und eignete sich gar wohl dazu, einen in
 finsterner Nacht sich an die Burg heranschleichenden Mann zu ver-
 decken und vor den Augen der Wächter zu verbergen. Vermit-
 telt einer festen Strickleiter konnte er ferner bis an das Fenster
 gelangen, das ins Zimmer seiner Geliebten führte, die er dann
 in seinen Arm fassen und mit ihr zusammen denselben gefahrvollen
 Weg wieder zurückmachen wollte. Der Plan wurde der Jung-
 frau mitgetheilt und in ihrer hohen Freude über die Aussicht auf
 ein so nahes Wiedersehen fühlte sie sich stark genug, das Aben-
 teuer zu wagen. Da sich aber eine so lange und feste Strick-
 leiter, als hiezu vonnöthen war, auf keine Weise ins Schloß
 schaffen ließ, ohne Aufsehen zu erregen, das Zimmer der Burg-
 dame aber weit genug entfernt lag von allen andern Schloßge-
 mächern und von den sonstigen Bewohnern, mit Ausnahme jener
 schon erwähnten Dienerin, nie besucht wurde, auch der alte Ritter
 selbst seit der Genesung seiner Tochter nie in ihr Gemach kam,
 so machten sich die beiden Mädchen, Herrin und Dienerin, selbst
 fleißig an die Arbeit; aus Flachs- und Seidensäden ward eine
 Strickleiter möglichst stark und fest zusammengedreht, und es ging
 gar rasch vorwärts damit, denn Liebe, Sehnsucht und Hoffnung
 auf ein schönes Wiedersehen waren kräftige Antriebe zum emsigsten
 Fleiße und die Mädchen in derlei Arbeiten wohl erfahren. End-
 lich war die Leiter fertig und es wurde das dem Junker, der

voll Ungeduld auf eine Nachricht wartete, auf dem gewöhnlichen
 Wege mitgetheilt. Schon neigte sich der Sommer dem Herbst
 zu, die Nächte waren länger und dunkler geworden, und so wurde
 denn eine Nacht festgesetzt, in welcher das Unternehmen ausge-
 führt werden sollte. Schöne und liebliche Hoffnungen waren in
 den Herzen der Liebenden erblüht, fröhlicher als seit vielen Tagen
 begleitete die junge Burgdame ihren Vater auf seinem Spazier-
 ritte und suchte ihm durch allerlei heitere Einfälle die finstern
 Wolken von der Stirne zu schieben, — doch Alles ging an ihm
 spurlos vorüber, die Schönheit der Natur um ihn herum, die
 fröhliche Laune seiner sonst so traurig gestimmten Tochter, nichts
 vermochte die eisige Rinde zu brechen, die sich um sein Herz ge-
 lagert hatte. — Ein Mann war aber in seinem Gefolge, dem
 die ungewöhnliche Fröhlichkeit des Mädchens mehr auffiel, als
 dem verschlossenen Vater, und der daraus folgerte, daß es ganz
 besondere Beweggründe sein müßten, die im Stande seien, eine
 so große Veränderung hervorzubringen, — es war das jener ver-
 rätherische Knecht, der schon ein Mal so großes Unglück über
 seine junge Gebieterin gebracht hatte. Mißtrauisch folgte er ihr
 nun Schritt für Schritt und ließ sie nimmer aus den Augen,
 schlich ihr nach, als sie, in die Burg zurückgekehrt, sich auf ihr
 Zimmer begab und beobachtete sie durch eine Thürspalte genau,
 in der Hoffnung, etwas erspähen und erfahren zu können, was
 ihm Nutzen bringen dürfte, wenn er es seinem Herrn mittheilte.
 Allzugroße Freude und Hoffnung macht unvorsichtig, es ist das
 eine alte Wahrheit und mußte sich hier zum Verderben des lieb-
 lichen Mädchleins ebenfalls bewähren. Sie erging sich ihrer Die-
 nerin gegenüber in fröhlichen Reden über das ihr nun bevorste-
 hende Glück, über die Seligkeit, den langersehnten Geliebten nun
 wieder ein Mal an ihrer Seite zu sehen, — holte die fertige
 Strickleiter aus einem Wandschrank hervor, besah dieselbe, prüfte
 ihre Stärke, wie auch die Festigkeit der eisernen Zapfen, die
 jener alte Kriegsknecht mit großer Mühe in die Wand unter dem
 Fenster getrieben hatte, damit die Leiter an denselben befestigt

werden könne, — und alles dieses hörte und sah der Verräther, alles dieses ward dem Burgherrn getreulich mitgetheilt und der Plan desselben war bald gefaßt. — Lassen wir nun das Mägdlein in ihrer kindlichen Freude auf ihrem Thurmgemache, lassen wir ihren Vater im großen Rittersaale, wie er mit grimziger Miene auf und nieder geht auf dem tönenden Estrich, abgerissene Worte vor sich hermurmelnd und von Zeit zu Zeit mit der Hand an das Heft seines scharfen, zweischneidigen Dolches fährt und wenden wir uns zu dem Junker von Mojahn und begleiten ihn bei seinem kühnen Vorhaben, zur Rettung der Geliebten.

Schon senkten sich die ersten Schatten der Nacht auf die ruhenden Gesilde, als zwei wohlbewaffnete Reiter auf einem kleinen Waldwege von Mojahn her auf Hochrosen zugeritten kamen und in einem dichten Erlengebüsch, von dem aus man das ganze Schloß und alles, was an der Außenseite desselben vorging, überschauen konnte, Halt machten. Hier rasteten sie bis zur dunkeln Mitternacht, schlichen dann in schlängelförmigen Windungen durch den Burggraben in möglichster Stille bis an den Schloßberg, dann, durchs verwachsene Gestrüpp geborgen, denselben hinauf und erreichten endlich wohlbehalten das Fundament des Schloffes. Nach kurzem Suchen fand der Stattlichere von ihnen das Ende einer von der Höhe des Thurmes herabhängenden Strickleiter, ergriff dieselbe und begann mit möglichster Sorgfalt und Stille dieselbe hinaufzuklettern, der andere blieb unten und zog die Leiter ein wenig von der Wand ab, damit sein emporklimmender Herr es einigermaßen bequemer habe. Glückselig langte der Junker an dem Fenster der Geliebten an, noch ein Sprung — und er lag in den Armen der vor unsäglicher Freude halb lachenden, halb weinenden Jungfrau, die durch diesen einen Augenblick der Liebeseligkeit herrlich gelohnt wurde für all die viele Arbeit, für all die viele Traurigkeit und all die vielen Thränen, die in den letzten Monaten ihr alleiniges Loos gewesen. Doch hier war's nicht an der Zeit, sich lange dem Freudentaumel des Wiedersehens hinzugeben, und der Junker drängte das vor Freude bebende

Mädchen zu sofortigem Ausbruch. Er hüllte sie in ein dichtes Tuch, um sie so einigermaßen gegen die Kühle der Nacht zu schützen, stieg dann selbst zum Fenster hinaus, faßte auf der Leiter festen Fuß und streckte so eben die kräftige Linke aus, um mit derselben die Gestalt der ihm folgenden Geliebten zu empfangen — da vernichtete ein plötzlich dazwischentretendes Ereigniß alle seine Hoffnungen und wandelte die so nahe Aussicht auf Freude und Glück in unsäglichen, beispiellosen Jammer!

Raum war der Junker hinangeklettert und in die Fensteröffnung verschwunden, da wurde sein unten stehender Knappe von mehreren kräftigen Häusten erfaßt, sein Haupt mit einem Tuche umschlungen und der Unglückliche auf der Stelle erdroffelt. Den Leichnam schleifte man eiligst in den Burghof, warf ihn daselbst in eine Scheuer, entfesselte dann die vier blutdürstigen Wolfshunde des Burgherrn und führte sie an die Außenseite des Thurmes, aus dessen oberem Fenster der Junker von Mojahn soeben herausstieg. Das liebende Mädchen machte sich bereit ihm zu folgen und sich seinem schützenden Arme anzuvertrauen, schon nahte sie entschlossen dem Fenster — da ward die Thür ihres Gemaches mit Gewalt aufgerissen und hereinstürzte der Vater, die Züge verzerrt von rasender Wuth, schleuderte die Jungfrau vom Fenster zurück, durchschnitt mit einem Hiebe seines Dolches die Fäden der Strickleiter und lautlos stürzte der unglückliche Junker hinab in die furchtbare Tiefe! Der Sturz hatte ihm nicht den Tod gebracht und noch ein Mal erhob er das blutrünstige Haupt in leiser Bewegung, — da stürzten die entseßlichen Hunde auf ihn los, ihre scharfen Zähne wühlten in seinem Fleisch und nach wenigen Augenblicken war nichts von ihm übrig, als eine blutige, unkenntliche Masse. — Die Leichname des Herrn und des Dieners, wie auch die Körper der aus dem Gebüsch herbeigeholten, sofort getödteten Pferde wurden nun in aller Stille verscharrt und sämmtlichen bei der schauerhaften That mitbetheiligten Knechten des Schloßherrn unter den fürchterlichsten Drohungen tiefes Schweigen auferlegt.

Hell und klar stieg die Sonne hinter jenem Berge empor, der auf der andern Seite des Sees dem Schlosse Hochrosen gegenüberliegt, und beleuchtete mit ihrem Strahl die blutgetränkte Stätte, — doch siehe, sie lag so still und ruhig da, als hätten sich Freundschaft und Liebe über ihr die Hand gereicht; nur einige blutige Tropfen, die an den Grashalmen hängen geblieben waren, kennzeichneten noch den Todesort des muthigen Jünglings, das Grab so vieler Hoffnungen, so inniger, so treuer Liebe! — Es breitet eine Ulme ihr schattiges Gezweig über jene Gräuelstätte und in jedem Frühling kehrt eine Nachtigall zu derselben wieder; sie singt eine so klagende und sanfte Weise, sie singt ein wehmüthig Grabeslied von unerfüllter Sehnsucht und engelreiner Liebe, und dieses Lied, es tönet daselbst schon viele hundert Jahr und wird auch ferner noch ertönen, so lang es noch Herzen giebt unter den Kindern Livlands, die den Sinn des Liedes verstehen und in denen die Klage der Wehmuth lieblichen Wiederklang zu erwecken vermag!

Das Mädchen von Hochrosen erfuhr nichts von dem schrecklichen Ende ihres Geliebten, denn seit jener entsetzlichen Nacht war sie unempänglich für alles, was man ihr erzählte, für alles, was man ihr erwies; ein stiller Irrsinn hatte sich ihrer bemächtigt und das Licht ihres Geistes verdüstert. Wie eine Leiche wandelte sie theilnahmlos unter den Lebenden herum und das einzige Zeichen, daß ihr noch ein schwacher Strahl der Erinnerung geblieben sei, war eine instinctmäßige Scheu vor ihrem unmenschlichen Vater, denn so oft sie ihm in den Gängen des Schlosses oder im Burghof begegnete, stieß sie einen herzerschütternden Schrei aus und floh vor ihm, wie ein gescheuchtes Reh, bis sie in irgend einem dunkeln Winkel erschöpft niedersank. Der Ritter ließ sie auch frei gewähren, das entsetzliche Bewußtsein, den Sohn des ihm einst so theuren Weibes grausam gemordet, sein einziges, innig geliebtes Kind in dumpfen Wahnsinn gestürzt zu haben, lastete zu schwer auf seinem, wenn auch noch so verhärteten Gewissen, als daß er es über sein Herz hätte bringen können,

dem hohlen, sinnlosen Schaffen und Treiben des unglücklichen Mädchens Gehalt zu thun. So schweifte sie denn, gewöhnlich von der ihr auch jetzt noch treu gebliebenen Dienerin geleitet, in Feld und Flur herum, indem sie eine Blume nach der andern abpflückte und sie gedankenlos zerblätterte; nie war sie aber in die Nähe des Kreuzberges zu bringen, sie mied mit ängstlicher Sorgfalt den dorthin führenden Weg und nahm ihren Lieblingsaufenthalt auf der Wiese am Ufer des Sees. Da saß sie stundenlang, schaute in die spielenden und einander vorwärts drängenden Wellen, warf einige Blumenblätter ins Wasser und freute sich kindlich, wenn ein Blatt nach dem andern von den Wellen fortgetragen wurde und ihren Blicken entchwand, — armes Mädchen, war ja doch auch die Blume Deiner eigenen ersten Liebe so schonungslos zerblättert worden und auch das letzte Blättchen ward dahingerissen und begraben in die grauenhafte Tiefe unsägliches Elendes, unsägliches Jammers!

So saß sie auch eines Abends am Seeufer; sie war allein, denn ihre Dienerin hatte sich auf einige Augenblicke ins Schloß hinauf begeben, — der Wind hatte sich gelegt und wie ein weiter, schöner Spiegel lag vor ihr das von den letzten Abendstrahlen vergoldete Gewässer, — tiefer und tiefer senkte sich ihr Blick in die Fluthen, es war, als zöge sie eine unsichtbare Macht hinab, als lächle das Bild des todten Geliebten sie an vom tiefen Grunde und lade sie zur stillen Hochzeitsfeier in dem kühlen, feuchten Saal — — ein plätschernder Ton, ein Zusammenschlagen der Wellen, und begraben lag in der Tiefe dies arme, umnachtete Herz, das so manch glühendes Wehe getroffen; nun schlug's nicht mehr in unstätter Angst, in hangen Schmerzen, nun war es endlich zur Ruhe gekommen, die Bande des Irrsinns, sie waren gelöst! — Ein stiller, lieblicher Trauerschein liegt noch heut auf den letzten Trümmern der stolzen Burg zu Hochrosen, es rauscht der Wind so wehmuthsvoll durch die alten Linden, die den einstigen Schloßhof decken und weckt sanften Nachklang auf den Wellen des angränzenden Sees, — trauliche Musik ist's, die zur

Geisterhochzeit lönet, denn sie sind ja nun vereint, die Beiden,
vereint im stillen Grabe, — dort trennt keine Feindschaft, kein
Groll, kein Haß, dort herrscht nur ewiger, seliger Friede!

Fr. Dfirne.